

Hessisches Pfarrblatt

**Zweimonatsschrift für Pfarrerinnen und Pfarrer
aus Hessen-Nassau,
Kurhessen-Waldeck und Thüringen**

TheologIn – ManagerIn – Mädchen für alles –
Herkunft und Zukunft des Pfarrberufes **3**

Kirchliches Verfassungs- und Verwaltungsgericht der
EKHN stoppt die Zehnjahresbilanz für Pfarrstellen **15**

Pfarrtag 2011 für Kurhessen-Waldeck
Heftmitte

EDITORIAL

Liebe Leserin, lieber Leser,

„der Mensch ist ein Gewohnheitstier“ – diese sprichwörtlich gewordene Redensart taucht zuerst Mitte des 19. Jahrhunderts in einer von Gustav Freytag und anderen geleiteten Wochenschrift auf. Und sie meint die uns allen geläufige Erfahrung, dass wir Menschen uns nicht so ohne weiteres von unseren Gewohnheiten lösen können. Denn wir haben uns an Handlungen, Abläufe oder Verhaltensweisen gewöhnt. Sie sind uns vertraut, geben uns Sicherheit, entlasten Entscheidungsabläufe – und legen uns gleichzeitig fest. Die „Macht der Gewohnheit“ kritisch zu reflektieren und zu durchbrechen, kann äußerst mühsam sein, aber auch befreiend.

Nur weil wir Dinge „schon immer so gemacht haben“, müssen sie noch lange nicht gut und richtig sein. Das gilt für das persönliche Leben wie für das dienstliche und für eine Kirche der Reformation sowieso. Damit soll nun nicht der Veränderung um der Veränderung willen das Wort geredet werden. Aber selbst manch „liebgewordene Gewohnheit“ kann hinderlich werden oder schlicht nicht mehr umzusetzen sein – und dann muss man etwas ändern oder aufgeben, hoffentlich nach reiflicher Überlegung.

In diesem ersten Hessischen Pfarrblatt am Anfang eines neuen Jahres finden Sie etwas nicht mehr, was Sie lange Zeit gewohnt waren: eine

ausführliche Zusammenstellung der Inhalte der Vorjahresausgaben. Otto Kammer, unser ehemaliges Mitglied im Redaktionsbeirat, hat sich dieser Aufgabe immer wieder sorgsam und verlässlich angenommen und vielen von uns das Suchen nach Beiträgen in vergangenen Heften erleichtert. Noch einmal ganz herzlichen Dank dafür! Doch nun ist es genug, sagte der 80jährige, und damit endet eine lange Tradition und eine nicht nur liebgewordene, sondern auch gute Gewohnheit. Aber wer in alten Ausgaben des Pfarrblattes blättern und Artikel des Jahrgangs 2010 noch einmal nachlesen will, soll das weiterhin tun können. Inzwischen existiert ein Archiv im Internet, das unter den Seiten der beiden hessischen Pfarrvereine zugänglich ist:

www.ekkw.de/pfarrverein/pfarrblatt und
www.pfarrverein-ekhn.de

Ansonsten müssen Sie in 2011 zumindest im Hessischen Pfarrblatt nicht auf weiteres Gewohntes verzichten: interessante und anregende Beiträge, die immer wieder auch einmal gewohnte Denkmuster durchbrechen, sollen Sie auch in diesem Jahr alle zwei Monate erreichen. Wir freuen uns auch weiterhin auf Artikel und Zuschriften von Ihnen und bleiben – wie gewohnt

mit vielen freundlichen Grüßen

Ihre Susanna Petig und Maik Dietrich-Gibhardt

Die „Initiative Ruhestand“ in der Propstei Rhein-Main

lädt ein zu einem Treffen

am Mittwoch, dem 30. März von 15.00–17.30 Uhr

im Frankfurter Diakonissenhaus, Cronstettenstr. 57–61

**Dekan Dr. Dietrich Neuhaus hält einen Vortrag mit dem Thema
„Gemeindefusionen als seelsorgerliches Problem im Kontext
der EKHN-Reform“**

anschließend Aussprache

Auskunft: Pfr. i. R. Kirste, Tel. (069) 511114, E-mail: Robert.Kirste@web.de

TheologIn – ManagerIn – Mädchen für alles

Herkunft und Zukunft des Pfarrberufes

Uta Pohl-Patalong

Vortrag vor dem bayerischen Pfarrerinnen- und Pfarrerverein am 26. April 2010 in Rothenburg

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen, gerne trage ich Ihnen einige Überlegungen zu den Aufgaben und zum Charakter des Pfarrberufs vor und diskutiere diese mit Ihnen. Dies ist ein Gegenstand, der Sie nicht nur alle betrifft, sondern für den Sie alle auch Expertinnen und Experten sind. Meine Rolle ist es dabei, aus einer praktisch-theologischen Perspektive heraus mit etwas mehr Abstand auf die Phänomene zu blicken, diese in einen größeren Horizont zu stellen, indem ich sie mit Erkenntnissen aus der Geschichte und der gegenwärtigen Literatur verbinde und stärker konzeptionell auf die Praxis blicke, ohne unmittelbaren Handlungsdruck. Sie mögen hören, was Ihnen davon für Ihre eigenen – vermutlich eng mit Ihrer Praxis verzahnten – Überlegungen hilfreich erscheint und dann in ein Gespräch darüber eintreten. Wenn Sie heute Abend den Eindruck haben, einige Impulse für Ihre eigenen Überlegungen erhalten zu haben, die dann möglicherweise auch noch Konsequenzen für Ihre Berufsausübung haben, wäre das Ziel des Tages erreicht.

Mit dem, was wir heute miteinander tun, also über den Pfarrberuf nachzudenken, befinden wir uns in guter Gesellschaft, nicht nur in der Gegenwart, sondern auch historisch gesehen: Seit es den Pfarrberuf gibt, wird über ihn nachgedacht, und spätestens seit es die wissenschaftliche Pastoraltheologie gibt, wird nach seinem Charakter und seinen Aufgaben gefragt. Es dürfte wenige Berufe geben, die so reflexionsbedürftig und damit auch: so unselbstverständlich sind wie der pastorale Beruf. Es scheint geradezu zum Pfarrberuf dazuzugehören, dass nicht klar festgelegt werden kann, wie sein Charakter zu beschreiben ist und welche konkreten Aufgaben er erfüllen soll.¹ Dies liegt vor allem in der Sache selbst begründet: Da die »Sache« des Pfarrberufs, die Kommunikation des Evangeliums, sich nicht nahtlos in die jeweilige Gesellschaft einfügt, da das, was das Evangelium ausmacht, immer deutungsbedürftig ist und da das Evangelium immer mit den Menschen als Kindern ihrer

Zeit zu kommunizieren ist, ist es durchaus sachgemäß, den Pfarrberuf nicht festlegen zu können. Diese Einsicht scheint mir zunächst wichtig, weil man gelegentlich den Eindruck bekommen kann, »früher« wäre alles klar und selbstverständlich gewesen und unsere Generation heute hätte die Last der Reflexion alleine zu tragen.

Dennoch ist es nicht zu verleugnen, dass das Nachdenken über den Pfarrberuf heute in anderen Rahmenbedingungen erfolgt als in früheren Jahrhunderten, und dass manche Konstellationen wirklich neu sind. Daher nenne ich zunächst einige Schwierigkeiten, die die Situation des Pfarrberufs heute prägen und ordne sie in die Geschichte und die Gegenwart der Kirche ein (dabei konzentriere ich mich auf die Probleme und vernachlässige einmal die schönen Seiten des Berufs, die Sie auch alle kennen werden). Diese Rahmenbedingungen führen zu zwei zentralen Fragen, von denen aus ich meine konzeptionellen Überlegungen zum Pfarrberuf entfalten werde.

1. Schwierigkeiten des Pfarrberufs heute – Situationsanalyse

1.1. Erhöhte Anforderungen an Pfarrerinnen und Pfarrer durch die kirchlichen Strukturen

1.1.1. Das Erbe der Gemeindebewegung

Das Leitbild des vollen Gemeindehauses stellt einen hohen Anspruch

Die Situation der Kirche insgesamt und von Pfarrerinnen und Pfarrern im Besonderen ist geprägt von einem Gegenüber frühmoderner Organisationsformen einerseits und spätmoderner Ansprüche an kirchliches Handeln andererseits. Die Ortsgemeinde – nach wie vor die dominante kirchliche Organisationsform – ist entstanden am Ende des 19. Jahrhunderts. Die Gemeinde wurde damals ganz neu entworfen als Gegenbewegung zur Anonymität der modernen Großstadt: Sie sollte der »Hort christlicher Liebe« sein. Mit ihr (erst) entstand das Konzept, als Kirche Menschen in ihrer Freizeit über vielfältige religiöse Angebote zu erreichen und das Evangelium über Freizeitaktivitäten zu kommunizieren. Sichtbar ist dies am

damals entstandenen Gemeindehaus.² Möglichst viele der nominellen Kirchenmitglieder sollten in eine aktive Gemeindegemeinschaft integriert werden. Die diversen Gruppen und Kreise, die das entstehende Gemeindehaus füllten und seitdem füllen, sind trotz der ursprünglichen Verantwortlichkeit von Laien und der Entwicklung der gemeindepädagogischen Berufe immer stärker dem Pfarramt zugewachsen.³ Damit veränderte sich der Pfarrberuf grundlegend: Zu den bisherigen kultischen und pädagogischen Funktionen kamen kommunikative und soziale Felder hinzu, vor allem aber organisatorische Aufgaben.⁴ Mit der Konzeption der Gemeindegemeinschaft entstand eine wesentlich stärkere Orientierung des Pfarrers an »seiner« Gemeinde. Diese enge Beziehung wurde damals auch explizit als Identität des Pfarrers formuliert und stark emotionalisiert: »Seine ganze Seele, sein ganzes Leben muß allen Gemeindegliedern angehören.«⁵

Dieses Leitbild ist nach wie vor wirksam, wirft jedoch für die Gegenwart Probleme auf. Anders als vor 100 Jahren hat sich eine unglaubliche Bandbreite an Freizeitangeboten etabliert, zu denen die Gemeinde faktisch in Konkurrenz tritt. Die Ausdifferenzierung der Gesellschaft ist so stark vorangeschritten, dass das volle Gemeindehausprogramm zur Überforderung geworden ist. Wir müssen daher heute genauer nach dem spezifischen Profil des Pfarrberufs in der Pluralität der Angebote fragen und können nicht mehr das »volle Haus« als Kriterium »guter« pastoraler Arbeit annehmen.

1.1.2. Die Vielfalt von Rollen und Aufgaben birgt Orientierungsprobleme

Im Moment gibt es faktisch eine Fülle von Aufgaben für den Pfarrberuf, die das 2002 publizierte Leitbild des Verbandes der Pfarrervereine eindrucksvoll (und oft kritisiert) abbildet.⁶ In dieser Vielfalt von Aufgabengebieten wird es offensichtlich noch unklarer, was den Pfarrberuf nun wirklich ausmacht, was seine Mitte, seine Kernaufgabe ist.⁷ Diverse Rollen scheinen sich anzubieten wie die klassischen Ämter des Propheten, der Priesterin, des Lehrers, der Meisterin, des Heilers und der Wegbegleiterin,⁸ aber auch die Rolle der Werbestrategin, des Publizisten, der Kommunikationswirtin, des Systemtheoretikers, Managers oder Künstlers.⁹ Die eigene, dem theologischen Auftrag entsprechende und für sich selbst stimmige Rolle zu finden, ist eine anspruchsvolle

Aufgabe. Gleichzeitig muss die Differenz und die Beziehung zu den anderen kirchlichen Berufen deutlich gemacht werden, was in der Praxis häufig verschwimmt. Denn wenn der Pfarrberuf bereits das »Mädchen für alles« ist, bleibt daneben nicht viel Platz für Gemeindepädagogen, Diakoninnen und Kantoren – geschweige denn für Ehrenamtliche.

1.1.3. Freiheit und Zwang der Gestaltung beinhaltet den Zwang zu Strukturierung.

Zu dieser Situation trägt erschwerend bei, dass der Pfarrberuf traditionell ein hohes Maß an Gestaltungsfreiheit beinhaltet. Traditionell gibt es keine festgeschriebene Arbeitszeit, keine Arbeitsplatzbeschreibungen und kaum Vorschriften, wie und in welcher Gewichtung man seine Arbeitszeit füllt. Diese Freiheit ist eine der großen Vorteile des Berufes und bietet die Möglichkeiten, die eigenen Charismen zu berücksichtigen und einzusetzen, und – durchaus legitim – den eigenen Neigungen zu folgen.

Diese Diffusität fordert aber auch, die Ausformung der eigenen Identität und Rolle und die pragmatische Entscheidung, wie viel Arbeitszeit für welches Handlungsfeld aufgewendet wird, individuell zu lösen. Freiheit braucht jedoch immer auch Struktur, um als Freiheit erfahren zu werden. Besonders die Ortsgemeinde ist ein eher diffuses Arbeitsfeld, das die Gefahr von Strukturlosigkeit beinhaltet. Pfarrern und Pfarrerinnen wird ein hohes Maß an persönlicher Strukturierungsleistung abverlangt, die auch misslingen kann. Denn: »Wer nicht weiß, was er will, wird schnell von den Erwartungen der anderen verschlungen.«¹⁰

Strukturelle Hilfen wie Gemeindeberatung, Supervision, Intervention oder Coaching gibt es zwar mittlerweile in jeder Landeskirche, aber die Entscheidung, sie in Anspruch zu nehmen, liegt wiederum in der Regel bei den Pfarrern und Pfarrerinnen selbst. Kirchenleitend ist nach wie vor überwiegend Zurückhaltung erkennbar, klare Strukturen pastoraler Arbeit mit deutlichen Begrenzungen zu setzen. Einerseits dürfte sich darin die ebenso wie auf jeder anderen kirchlichen Ebene spürbare Sorge zeigen, dass klare Grenzen des kirchlichen Handelns Beschwerden engagierter Kirchenmitglieder hervorrufen könnten. Zudem ist es schwierig, pastorales Handeln »top down« klar zu definieren und von der Leitungsebene her zu gestalten. Die erhöhte Sicherheit und Entlastung wäre auf Kosten pastoraler Gestal-

tungsfreiheit erkauft. Die mittlerweile in vielen Landeskirchen etablierten Jahresgespräche sind ein Versuch, kirchenleitend individuelle Unterstützung zu gewährleisten, ohne die individuelle Freiheit einzuschränken.

1.1.4. Konzentration auf das »Kerngeschäft«? ...führt nicht weiter

Dieser offenen und zur Überforderung neigenden Situation kann gelegentlich mit der Forderung nach einer Konzentration auf das »Kerngeschäft« oder den Ruf »zurück zum Eigentlichen« begegnet werden. Einer solchen Orientierung stehen allerdings eine theologische und eine historische Einsicht gegenüber: Historisch ist darauf hinzuweisen, dass der Ruf zum »Eigentlichen« die pastoraltheologische Literatur seit mindestens 200 Jahren durchzieht – dass dieses »Eigentliche« aber je nach Phase ganz unterschiedlich bestimmt wird bzw. dass das, wovon man sich dann abgrenzt, ganz unterschiedlich gesehen wird.¹¹

Versteht man unter dem »Kerngeschäft« den Gottesdienst, wie es gelegentlich versucht wird, ist theologisch einzuwenden, dass Martin Luther den »Gottesdienst im Alltag der Welt« als gleichrangig mit dem sonntäglichen Gottesdienst betrachtet hat. Die Kommunikation des Evangeliums findet keineswegs nur im Gottesdienst statt, und es würde die pastoralen Aufgaben unzulässig einschränken, wenn man darin seine vorrangige Aufgabe betrachtete. Insofern ist hier keine generelle Lösung zu finden, die von individueller Entscheidung entlasten würde.

1.2. Erhöhte Anforderungen an Pfarrerinnen und Pfarrer durch die »Krise« der Kirche

1.2.1. Erhöhter Druck auf das pastorale Handeln: Die Forderung nach »Effektivität« und »Qualität« erhöht den Druck

Im Rahmen des Krisenszenarios der Kirche wird Kritik geübt – Kritik an der Kirche und auch Kritik an Pfarrerinnen und Pfarrer als den »Schlüsselfiguren« der Kirche. Aber auch innerkirchlich wird Kritik formuliert, gelegentlich ein höheres Maß an »Qualität« und »Effizienz« gefordert. Dies ist für Pfarrerinnen und Pfarrer nicht selten kränkend und erhöht den Druck, »gute« Arbeit zu leisten. Da die Kriterien für »gute« pastorale Arbeit aber keineswegs geklärt sind, bleibt der Druck als Anforderung diffus bestehen.

1.2.2. Überlastung durch schwindende Finanzmittel bei gleich bleibenden Kirchenbildern: Konstante Kirchenbilder bei schwindenden Finanzmitteln überfordern

Seit Mitte der 1990er Jahre sind die der Kirche zur Verfügung stehenden Finanzmittel erstmals seit 1945 deutlich weniger geworden. Im Zuge der ständig steigenden Mittel hatte man in den 1970ern und 1980ern viele zusätzliche Pfarrstellen eingerichtet. Um nur eine Zahl zu nennen: Zwischen 1958 und 1997 stieg die Zahl der PfarrerInnen EKD-weit von 40 auf 10.000 Gemeindeglieder auf 91 auf 10.000 Gemeindeglieder.¹² Damit wurden zwei Linien verfolgt: Zum einen wurde damit über nicht-parochial strukturierte Pfarrstellen der steigenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft begegnet und die Ortsgemeinde davon entlastet, spezifische Angebote für bestimmte Zielgruppen (wie Alleinerziehende, Singles, Menschen im höheren Management etc.), aber auch inhaltliche Arbeitsgebiete zu entwickeln wie beispielsweise interreligiöser Dialog, Kirchlicher Dienst in der Arbeitswelt, Meditation und Spiritualität etc. diakonische, gesellschaftspolitische, ökumenische, ästhetische, bildende und andere Aufgaben sind hinzugekommen, um »die kirchliche Präsenz in der funktional differenzierten Gesellschaft zu sichern.«¹³

Zum anderen wurde in den ortsgemeindlichen Strukturen das Konzept, »Kirche nah bei den Menschen« bzw. »Kirche der kurzen Wege« zu sein, mit der Vermehrung der Pfarrstellen deutlich engmaschiger umgesetzt: Gemeinden wurden geteilt, und neue Gemeinden, beispielsweise in Neubaugebieten, entstanden.

Die in den finanziell »fetten Jahren« entstandenen kirchlichen Strukturen haben – sowohl innerkirchlich als auch in der Wahrnehmung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit – ein Bild der Kirche und auch den Anspruch an sie entstehen lassen, dass sie mit einem hohen Grad an Ausdifferenzierung kirchlicher Arbeit flächendeckend präsent sein sollte – an möglichst vielen Standorten sollten möglichst viele unterschiedliche Angebote stattfinden. Dieses Bild hat bislang weder in der Öffentlichkeit noch bei den kirchenleitenden Gremien und schon gar nicht bei den engagierten Gemeindegliedern eine klare Korrektur erfahren. Mit zurückgehenden finanziellen und vor allem personellen Mitteln wird vielfach immer noch

versucht, ein möglichst großes Spektrum von Angeboten am eigenen Ort aufrechtzuerhalten.

Wenn Stellen gestrichen werden und Pfarrerrinnen und Pfarrer entweder übergemeindliche Aufgaben hinzubekommen oder die bisher von KollegInnen geleistete Arbeit in der Gemeinde zusätzlich übernehmen, ist es ihre individuelle Aufgabe, dies mit den Anforderungen und auch ihren eigenen Idealen zu vermitteln. Damit müssen unausweichlich Entscheidungen getroffen werden, was getan – und was gelassen wird.

1.2.3. Die pastoralen Aufgabenfelder wachsen

Gleichzeitig nimmt die Ausdifferenzierung der Gesellschaft jedoch weiter zu. Das Feld möglicher kirchlicher Aufgaben ist unbegrenzt. Vor allem aber wird die Ausdifferenzierung der Gesellschaft kirchlicherseits viel stärker wahrgenommen als noch vor einigen Jahren.

Besonders der Milieuansatz hat kirchlichen Haupt- und Ehrenamtlichen ins Bewusstsein gerufen, dass auch vor den finanziellen Schwierigkeiten mit einer sehr guten personellen Ausstattung die kirchliche Arbeit bestimmte Bevölkerungsgruppen deutlich besser angesprochen hat als andere. Diese Einsicht erhöht den Druck auf Pfarrerinnen und Pfarrer, eigentlich noch viel mehr machen zu müssen, obwohl strukturell die Grenzen längst erreicht sind. Dadurch verstärkt sich für den Pfarrberuf eine Spannung, die spätestens seit der Gemeindebewegung zumindest latent vorhanden ist: Man könnte / sollte eigentlich noch sehr viel mehr und ganz anderes tun – aber die Möglichkeiten, Ressourcen und Kräfte sind begrenzt.¹⁴

Diese »Orientierungsnot zwischen einer Fülle von Ansprüchen und Aufgaben«¹⁵ entsteht jedoch nicht nur aufgrund äußerer Anforderungen, sondern betrifft Pfarrerinnen und Pfarrer auch als Personen. Denn der Pfarrberuf als klassischer »Gesinnungsberuf« ist notwendig eng mit der eigenen Person verbunden.

In ihrer Berufsausübung fühlen sich Pfarrerrinnen und Pfarrer – zu Recht – nicht nur ihrer Arbeitgeberin verpflichtet, sondern Gott und ihrem Gewissen. Dass sie Aufgaben, die sie eigentlich als notwendig empfinden, nicht tun können, kann daher auch zu inneren Konflikten führen.

2. Die Grundaufgabe des Pfarrberufs und die Gestaltung seines Alltags – entscheidende Fragen

Sie merken: In der Gegenwart laufen unterschiedliche Faktoren als Ursache für die gegenwärtigen Probleme und Herausforderungen des Pfarrberufs zusammen – und treffen sich dann ganz konkret bei den Pfarrerinnen und Pfarrern. Dabei sieht in der Praxis, wie Sie selbst am besten wissen, jede Situation ein wenig anders aus – Sie werden vermutlich den einen Aspekt stärker spüren, den anderen weniger stark, je nach Ihrem Stellenzuschnitt, aber auch nach Ihrer Persönlichkeit. Zwei Fragen kristallisieren sich aus dieser Situationsanalyse heraus – ich vermute, Sie kennen Sie aus Ihrer Praxis alle mehr oder weniger drängend:

1. Was macht den Pfarrberuf grundlegend aus, was ist sein »Eigentliches«?
2. Wie können Pfarrerinnen und Pfarrer ihren Berufsalltag so gestalten, dass es für sie und andere befriedigend ist? Wie können sie sinnvoll auswählen aus der Fülle möglicher Aufgaben – ohne sich selbst oder den Charakter des Berufes zu beschädigen?

Zumindest die zweite Frage stellt sich für Pfarrerinnen und Pfarrer in Teilzeitdienstverhältnissen verschärft und wurde lange als typisch für diese Gruppe angesehen. Spätestens im Zuge der oben genannten Konzentration von potentiell mehr Aufgabenbereichen auf weniger Hauptamtliche ist jedoch deutlich, dass diese Frage zum Pfarrberuf grundsätzlich dazugehört. Stellt man sich dieser Frage nicht, wird der Arbeitsalltag vermutlich durch zwei Faktoren bestimmt, die beide keinen theologischen Charakter haben: Auf der einen Seite steuern dann die am lautesten artikulierten Erwartungen anderer insbesondere in der Ortsgemeinde. Auf der anderen Seite werden Entscheidungen dann faktisch getroffen von der Erschöpfung oder den Ansprüchen der Menschen, die einem nahe stehen. Die gegenwärtige Situation lässt also die Frage nach den Grenzen im Pfarrberuf hervortreten. Meine These ist nun, dass sowohl die pastorale Praxis als auch die praktischtheologische Debatte um den Pfarrberuf dann einen großen Schritt weiterkommt, wenn beide Fragen im Zusammenhang gestellt und bearbeitet werden. Denn nur die inhaltliche Frage nach den grundlegenden Aufgaben des Pfarrberufs führt zu Kriterien, die die Strukturierung des Berufsalltags leiten können. Umgekehrt führt

nur die Perspektive einer notwendigen Begrenzung der Aufgabenfelder dazu, die inhaltliche Frage so zu konkretisieren, dass sie hilfreich wird für die Praxis des Pfarramtes.

Geschieht dies nicht, bleiben wertvolle pastoraltheologische Überlegungen zum Charakter des Pfarrberufes sozusagen »stecken«. Dies gilt beispielsweise für den Ansatz von Wilhelm Gräb, der den Pfarrer als »Religionshermeneuten« versteht, der die konkreten Lebenserfahrungen von Menschen mit den Deutungsangeboten des Christentums in Beziehung setzt, damit Menschen zu ihrer je eigenen religiösen Sinnbildung finden.¹⁶

Prinzipiell bedenkenswert finde ich auch den Vorschlag Albrecht Grözingers, den Pfarrberuf als »Amt der Erinnerung« zu verstehen und die »Tauglichkeit (...) der biblischen Tradition inmitten der postmodernen Vielfalt der Weltanschauungen und religiösen Orientierungen Tag für Tag aufs Neue den Menschen plausibel zu machen.«¹⁷ Grözinger möchte das seit den 1960er Jahren dominante Leitbild des Kommunikators und der Kommunikatorin in diversen gemeindlichen Feldern durch das des Interpreten bzw. der Interpretin ersetzen und profiliert dies als intellektuelles Amt, zu dem – ähnlich dem jüdischen Rabbiner – die »Studierstube« besser passt als das Büro. Beide sind sich bewusst, dass der pfarramtliche Alltag mit seiner Fülle von Aufgaben einer solchen Orientierung häufig genug nicht entspricht. Sie reflektieren jedoch nicht, was eine solche inhaltliche Orientierung für die Vielzahl von Handlungsfeldern sowohl innerhalb der Ortsgemeinde als auch für Pfarrerinnen und Pfarrer in anderen kirchlichen Feldern bedeutet.

In einer Zeit, in der der Pfarrberuf potentiell unendlich viele Handlungsfelder umfasst und die konkrete Aufgabenstellung jenseits von Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht immer heterogener wird, muss sich die inhaltliche Profilierung des Berufsbildes mit der Frage von Auswahl und Entscheidung aus der Fülle verbinden. Zudem muss die faktische Heterogenität der Pfarrstellenprofile im Blick sein. Die grundlegende Aufgabenbestimmung des Pfarrberufes muss sowohl für die Ortsgemeinde als auch für alle anderen Pfarrstellen anwendbar sein. Sie muss auf die diversen städtischen und ländlichen Räume zutreffen, auf Vollzeit, Teilzeit und ehrenamtlichen pastoralen Dienst, auf eine Einzelpfarrstelle wie auf ein Teampfarramt. Dies hat die pastoraltheologische

Literatur kaum im Blick, wie beispielsweise der in den letzten Jahren viel diskutierte Entwurf von Isolde Karle aufzeigt, die faktisch nur das Gemeindeeinzelpfarramt berücksichtigt.¹⁸

3. Die Kommunikation des Evangeliums als Ausgangspunkt des Nachdenkens über den Pfarrberuf –

Versuch einer Aufgabenbestimmung

Ich schlage Ihnen daher einmal folgende These als Ausgangspunkt des Nachdenkens über die beiden Fragen vor, die ich anschließend konkretisiere und auf ihre Konsequenzen hin befrage: Pfarrerinnen und Pfarrer sind zuständig für die Kommunikation des Evangeliums in der Welt und mit der Welt.

Das bedeutet konkret:

3.1. Von der Wirkung her denken

3.1. Der Kommunikationsbegriff denkt von der Wirkung des Evangeliums her – die aber unverfügbar und nicht messbar ist

Den Begriff der »Kommunikation des Evangeliums« hat Ernst Lange geprägt in Abgrenzung zu einem Verkündigungsbegriff, der einseitig vom »Sender« aus denkt. Der Kommunikationsbegriff fokussiert das wechselseitige Geschehen und betont – jedenfalls in der neueren Kommunikationstheorie – stärker die faktische Wirkung des Kommunikationsvorgangs als die Absicht. »Entscheidend ist, was ankommt«, könnte man salopp sagen. Damit ist auch deutlich, dass es nicht um eine Kommunikation um der Kommunikation willen geht. Der Inhalt der Kommunikation ist nicht beliebig, sondern durch den Terminus »Evangelium« bestimmt: Die Botschaft, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und auf diesem Weg alle Menschen, die an ihn glauben, hineinnimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt.

Es ist die Aufgabe der Kirche und damit aller, die in ihr haupt- oder ehrenamtlich arbeiten, diese Botschaft zu kommunizieren. Ziel ist es, dass Menschen durch diesen Kommunikationsvorgang dem Evangelium so begegnen, dass sie seine Bedeutung für sich und ihr Leben und Handeln entdecken. Entscheidend ist also nicht, ob die Botschaft ausgerichtet wird, sondern ob sie ankommt. Dieses Verständnis steht ganz in der Linie Martin Luthers, der immer wieder betont hat, dass das Heilsgeschehen in Christus nicht an sich geschehen ist,

sondern erst an sein Ziel gekommen ist, wenn der einzelne Mensch es für sich erfasst hat.¹⁹

Die Aufgabe der Kommunikation des Evangeliums von seiner Wirkung her zu denken, stellt allerdings sofort vor die Einsicht, dass eine solche »Wirkung« des Evangeliums auch durch eine noch so gute Kommunikationstätigkeit nicht »gemacht« werden kann. Das gilt schon für alltägliche Kommunikationsvorgänge – wir wissen alle, von wie vielen Faktoren es abhängt, wie das, was ich in gut gemeinter Absicht sage, dann »ankommt«. In Hinblick auf das Evangelium gilt es jedoch noch einmal verschärft: Die Wirkung des Evangeliums, klassisch als »Glaube« beschrieben, ist letztlich eine Wirkung des Geistes und bleibt damit unverfügbar. Der Geist weht, wo er will – aber er weht nur selten im luftleeren Raum.

Damit das Evangelium ankommen kann, muss es in irgendeiner Weise kommuniziert werden, und es ist ganz und gar nicht gleichgültig, auf welche Weise diese Kommunikation erfolgt. Zudem ist die Wirkung der Kommunikation des Evangeliums nicht immer unmittelbar sichtbar – gerade der Protestantismus mit seiner Hochschätzung der Subjektivität wird nicht von einer sofortigen »Bekehrung« als Regelfall ausgehen, sondern eher eine langfristige, das Evangelium in den individuellen subjektiven Erfahrungen verarbeitende Wirkung erwarten. Dieses theologisch komplexe Verhältnis zwischen Menschenwerk und Gotteswerk führt für den Pfarrberuf (und übrigens auch für die anderen kirchlichen Berufe) zu einem Dilemma, aus dem es kein Entrinnen gibt: Wir müssen unsere Kommunikationsbemühungen von ihrer potentiellen Wirkung her denken. Diese Wirkung aber liegt weder in unserer Hand noch ist sie überprüfbar. Dies auszuhalten und dennoch in den Kommunikationsbemühungen nicht nachzulassen, ist vielleicht die größte Anforderung an den Pfarrberuf – zumal dieser eng mit der eigenen Persönlichkeit verknüpft ist, so dass es schnell Selbstzweifel provoziert, wenn die Bemühungen scheinbar ins Leere laufen. Diese Aufgabe ist nur lösbar auf der Grundlage des Vertrauens auf das Wirken Gottes, das sowohl vor Selbstüberforderung (»Ich muss die Wirkung erzielen«) als auch vor dem Rückzug auf die »gute Absicht« (»Ich kümmerge mich nicht um die Wirkung«) bewahrt. Pfarrerinnen und Pfarrer müssen also von der potentiellen Wirkung ihrer Kommunikation des Evangeliums her den-

ken, ihren Effekt aber letztlich Gott anheim stellen.

3.2. Die besondere Aufgabe von Pfarrerinnen und Pfarrern im Zusammenspiel mit den anderen Berufsgruppen und den Ehrenamtlichen

3.2. *Die Aufgabenbestimmung nimmt die besondere Aufgabe des Pfarrberufs im Zusammenspiel mit den anderen Berufsgruppen und den Ehrenamtlichen in den Blick:*

Diese Kommunikation des Evangeliums ist selbstverständlich Aufgabe der ganzen Kirche und nicht nur von Pfarrerinnen und Pfarrern. Ihre Aufgabe ist daher immer nur im Zusammenspiel mit anderen hauptberuflich Tätigen und mit Ehrenamtlichen zu begreifen. In diesem Zusammenspiel aber haben Pfarrerinnen und Pfarrer eine spezifische Rolle und Aufgabe, die sich durch vier Faktoren bestimmt:

1. durch ihre wissenschaftlichtheologische Ausbildung
2. durch die Komplexität ihrer beruflichen Ausrichtung,
3. durch die Verantwortlichkeit über ihren unmittelbaren Arbeitsbereich hinaus sowie
4. durch ihr öffentliches Amt

3.2.1. *Pfarrerinnen und Pfarrern kommt von ihrer wissenschaftlichtheologischen Ausbildung her die Aufgabe zu, die jeweiligen kirchlichen Handlungsfelder als Kommunikation des Evangeliums zu reflektieren*

Zu 1: Pfarrerinnen und Pfarrern kommt von ihrer wissenschaftlichtheologischen Ausbildung her in besonderem Maße die Aufgabe zu, die jeweiligen kirchlichen Handlungsfelder als Kommunikation des Evangeliums zu reflektieren, zu deuten und dies individuell, kirchlich und gesellschaftlich plausibel zu machen – und zwar erneut von der Wirkung her gedacht.²⁰ Als die allen gemeinsame Kernkompetenz des pastoralen Berufes verstehe ich, die jeweiligen Arbeitsgebiete theologisch zu deuten als einen Weg, wie die Relevanz der christlichen Botschaft für Menschen heute erfahrbar wird. Sie sind also zuständig dafür, die Kommunikationswege zu reflektieren und entsprechende Konsequenzen zu ziehen. Dies gilt für die jeweils eigenen Arbeitsgebiete, aber auch für den Zusammenhang mit anderen kirchlichen Handlungsfeldern als Erfüllung des Auftrags der Kirche. Damit begreift sich der Pfarrberuf nicht mehr von seiner religiösen Zuständigkeit

für ein bestimmtes Gebiet her, sondern von der Kommunikation des Evangeliums in bestimmten Handlungsfeldern als Teil der weltweiten Kirche Jesu Christi. Dies als grundlegende pastorale Aufgabe anzunehmen, ist ein hilfreicher Schritt für die Überwindung des Gegenübers von parochialem und nichtparochialem Pfarramt, die die Diskussion gelegentlich erschwert. Pfarrerrinnen in der Krankenhausseelsorge, in der Diakonie, in der Bildungsarbeit etc. kommunizieren ebenso Evangelium wie Pfarrer in der Ortsgemeinde, und alle kirchlichen Handlungsfelder müssen permanent der Reflexion unterzogen werden, wie diese Kommunikation jeweils geschieht und ob dies ein sinnvoller Weg dazu ist. Wenn Pfarrerrinnen und Pfarrer dies aktiv mit anderen – innerkirchlich und außerkirchlich – kommunizieren, dann kommunizieren sie gleichzeitig die Relevanz des Evangeliums für das Leben von Menschen und die Gesellschaft als ganze.

3.2.2. *Das Berufsbild von Pfarrerrinnen und Pfarrern ist komplex und potentiell »unendlich«*

Zu 2. Das Berufsbild von Pfarrerrinnen und Pfarrern besitzt gegenüber anderen hauptberuflich in der Kirche Tätigen eine erhöhte Komplexität. Während kirchenmusikalische, gemeindepädagogische und diakonische Aufgaben in der Regel klarer auf bestimmte Handlungsfelder ausgerichtet sind, sind die pastoralen Aufgaben tatsächlich potenziell »unendlich« – eben weil die Kommunikation des Evangeliums nicht abschließbar ist. Dies hat zur Konsequenz, dass eine definitorische allgemeingültige Begrenzung pastoraler Aufgaben – beispielsweise auf Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht, wie es gelegentlich versucht wird – nicht sachgemäß und daher nicht berufsgemäß ist. Denn denkt man von der Wirkung der Kommunikation des Evangeliums her, wird rasch deutlich, dass nicht ausgemacht ist, dass in der Jugendarbeit, in ökumenischer Arbeit, in der Gefängnisseelsorge, in der Diakonie etc. weniger Evangelium kommuniziert würde als in Gottesdienst, Seelsorge und Unterricht.

Wenn Pfarrerrinnen und Pfarrer zuständig sind für die Kommunikation des Evangeliums in der Welt und mit der Welt, kann dies in einer pluralen und heterogenen Gesellschaft immer nur eine Kommunikation mit sehr unterschiedlichen Menschen auf unterschiedlichen Wegen sein. Die Milieutheorien haben mittlerweile auch empirisch belegt, was die pfarrbe-

rufliche Alltagserfahrung schon lange vermutet hat: Unterschiedliche Handlungsformen erreichen unterschiedliche Menschen auf unterschiedlichen Wegen, und bestimmte kirchliche Handlungsformen erreichen manche Bevölkerungsgruppen wesentlich besser als andere. Im Blick auf die Aufgabe der Kirche, das Evangelium mit aller Welt zu kommunizieren, wäre es theologisch höchst problematisch, bestimmte Handlungsformen auf Kosten anderer zu priorisieren, indem man sie dem pastoralen Aufgabenbereich entzieht – denn damit würde es die Kirche faktisch manchen Menschen nur aufgrund ihres Lebensstils erleichtern und anderen erschweren, an dieser Kommunikation teilzuhaben. Die Beschränkung der pastoralen Arbeitsfelder kann also nicht in einer generellen Lösung gesucht werden, sondern muss als interne Differenzierung erfolgen – dazu später mehr.

3.2.3. *Zum Pfarrberuf gehört die Verantwortung für die Rahmenbedingungen der Kommunikation des Evangeliums als grundlegende Aufgabe*

Zu 3. Zur Komplexität des Pfarrberufs gehört, dass ihr Verantwortungsbereich über die unmittelbar von ihnen verantwortete Tätigkeit hinausgeht. Dies zeigt sich auch in Leitungsaufgaben, die viele Pfarrerrinnen und Pfarrer innehaben. Es zeigt sich aber auch in Aufgaben und Gremientätigkeiten über ihren unmittelbaren Arbeitsbereich – Ortsgemeinde oder ihr konkretes Arbeitsgebiet – hinaus, die sich auf größere Bezüge, die Region, das Dekanat, oder die Landeskirche beziehen. Theologisch gesehen dienen diese Tätigkeiten dazu, die Rahmenbedingungen der Kommunikation des Evangeliums sicherzustellen oder diese so zu verbessern, dass das Evangelium künftig seine Wirkung potenziell noch stärker entfalten kann. Leitungstätigkeit bedeutet in dieser Perspektive, Sorge dafür zu tragen, dass andere das Evangelium gut kommunizieren können. Dies gilt insbesondere für die Arbeit mit Ehrenamtlichen. Denkt man in dieser Weise von der Kommunikation des Evangeliums als grundlegende Aufgabe von Pfarrerrinnen und Pfarrern her, dann sind diese Arbeitsbereiche nichts »Uneigentliches«, das sie an ihren »eigentlichen« Aufgaben hindern würde. Zum Pfarrberuf gehört es im Gegenteil konstitutiv hinzu, nicht nur selbst das Evangelium zu kommunizieren, sondern für gute Rahmenbedingungen für diesen Vorgang zu sorgen – al-

so beispielsweise für hilfreiche Organisationsformen, in denen Menschen leicht Zugang finden können, für sinnvolle Absprachen oder für eine Verbesserung der Kommunikationsformen. Ebenso gehört dazu, andere Menschen zur Kommunikation des Evangeliums zu ermutigen und zu befähigen. Von der Wirkung her gedacht ist diese Dimension überhaupt nicht zu unterschätzen, sondern eine grundlegende kirchliche Aufgabe, zu der – noch einmal aufgrund ihres langen Studiums – Pfarrerinnen und Pfarrer in besonderem Maße herausgefordert sind. Denn dies sind Entscheidungen, die nicht einfach pragmatisch und unter Finanzgesichtspunkten entschieden werden können, sondern theologisch reflektiert werden müssen. Anders ist dies mit Verwaltungsaufgaben wie Abrechnungen, Einträgen in Kirchenbücher etc., von denen in der Tat Pfarrerinnen und Pfarrer entlastet werden könnten und sollten.

3.2.4. Gegenüber dem »Priestertum aller Gläubigen« hat das Pfarramt die besondere Verpflichtung zur verlässlichen öffentlichen Kommunikation

Zu 4. Das evangelische Amtsverständnis kann immer nur im Kontext des »Priestertums aller Gläubigen« betrachtet werden. Alle Christinnen und Christen sind zur Verkündigung berechtigt und verpflichtet. Das besondere pastorale Amt ist rein funktional begründet mit der Notwendigkeit einer zuverlässigen, geregelten öffentlichen Verkündigung. Dieser Öffentlichkeitsaspekt des pastoralen Berufs ist gerade in der Gegenwart mit ihrer Tendenz zur Verkirchlichung des Christentums und einem Gegenüber von binnenkirchlichem Raum und gesellschaftlicher Öffentlichkeit besonders zu betonen. Die Aufgabe, das Evangelium in der Welt und mit der Welt zu kommunizieren, bedeutet, dass Pfarrerinnen und Pfarrer sich von ihrer grundlegenden Aufgabenbestimmung her nicht in einen binnenkirchlichen Raum zurückziehen können, wie es manchmal angesichts der diversen Anforderungen nahe zu liegen scheint. Ulrike Wagner-Rau schlägt vor, den Ort von Pfarrerinnen und Pfarrern »auf der Schwelle« zwischen binnenkirchlichem Raum und gesellschaftlicher Öffentlichkeit zu begreifen, die Sorge dafür tragen, dass die Tür nicht verschlossen wird und dass Anliegen aus der Gesellschaft in die Kirche und christliche Gehalte in die Gesellschaft hineindringen.²¹

3.3. Exemplarisches Handeln

3.3. Die Kommunikation des Evangeliums kann immer nur exemplarisch geschehen

Der Kommunikationsbegriff weist auf eine weitere Dimension hin: Die Kommunikation des Evangeliums kann immer nur exemplarisch geschehen. Da das Evangelium immer viel größer ist als das, was Menschen noch so umfassend tun können, kann jede kirchliche und jede pastorale Tätigkeit immer nur exemplarisch auf das Werk Gottes verweisen und es nie abbilden. Dies entlastet von dem Druck, im Rahmen des pastoralen Stellenumfangs oder im Rahmen gemeindlichen Handelns möglichst viele Handlungsfelder zu »bespielen« oder gar eine »Vollständigkeit« zu erreichen. So lange der Grad der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung noch wesentlich geringer war, konnte das parochialterritoriale Prinzip suggerieren, dass eine Ortsgemeinde die religiöse »Versorgung« aller in ihr lebenden Mitglieder abdeckte und damit umfassend für einen abgegrenzten Bezirk die Kommunikation des Evangeliums ausübte.

Schon in früheren Jahrhunderten wurde aber neben dem kirchlichen Handeln auch sonst religiös kommuniziert – in der Familie, in der individuellen Frömmigkeit, im Volksglauben etc. Würde man heute noch das Ziel verfolgen, als Ortsgemeinde für alle ihr formell zugehörigen Gemeindeglieder das Evangelium umfassend zu kommunizieren, würde dies angesichts der Differenzierung der Gesellschaft zu einer völligen Überforderung von Gemeinde und Hauptamtlichen führen. Diese heutige faktische Unmöglichkeit, für alle in einem Bezirk lebenden Menschen alle sinnvollen Kommunikationsformen des Evangeliums zu betreiben, wird m. E. theologisch der Aufgabe der Kirche wesentlich gerechter: exemplarisch vor Ort Evangelium kommunizieren im Verweis auf das Wirken Gottes. Der Blick auf das Wirken Gottes öffnet dann auch den Blick auf das kirchliche und pastorale Handeln im weiteren Umfeld, in dem Gott ebenso wirkt.

Wen mein eigenes exemplarisches Handeln nicht erreicht, kann ein anderes ebenso exemplarisches Handeln erreichen. Es gibt andere Gemeinden und andere kirchliche Handlungsfelder, die ebenso fragmentarisch und exemplarisch Evangelium kommunizieren – und damit andere Menschen ansprechen.

3.4. Bewusste Entscheidung über Tun und Lassen

3.4. Eine bewusste Entscheidung über Tun und Lassen ist erforderlich

Dies bedeutet, dass jeder Pfarrer und jede Pfarrerin sich auf bestimmte Arbeitsbereiche konzentriert, sich für diese bewusst entscheidet und damit andere gezielt vernachlässigt. Faktisch geschieht dies ja längst durchgehend – denn niemand kann auf allen möglichen und sinnvollen Wegen mit allen erreichbaren Menschen Evangelium kommunizieren. Das Denken von der Kommunikation des Evangeliums her anstelle des Denkens von Handlungsfeldern her ermöglicht nur einen neuen Blick darauf: Dann stehen nicht zunächst die traditionellen Handlungsfelder vor Augen, die die Arbeitszeit schon fast vollständig füllen, so dass »daneben« kaum noch Zeit für etwas anderes ist.

Denkt man von der Kommunikation des Evangeliums her, dann sind zunächst alle Kommunikationswege gleichberechtigt – das Filmprojekt und der Seniorenkreis, das Meditationsangebot und die Jugendgruppe, das Engagement im Stadtteil und die Seelsorge, die ökumenische Arbeit und die Freizeit für Alleinerziehende, zwischen denen eine Entscheidung getroffen werden muss. Konstante Größen dürften dabei Gottesdienste, Kasualien und Unterricht sein, aber auch hier gibt es Spielräume der Schwerpunktsetzung – welche Gottesdienstformen es in welchem Rhythmus gibt, wie viel Raum meiner Arbeitszeit die Kasualien und der Religionsunterricht einnehmen. Bei übergemeindlichen Arbeitsfeldern mag das Spektrum an Handlungsfeldern weniger groß sein als in der Gemeinde, aber auch hier kann niemand alles Mögliche und Sinnvolle abdecken, so dass Entscheidungen über Tun und Lassen getroffen werden.

3.5. Entscheidung nach theologischen Kriterien

3.5. Die Entscheidung muss nach theologischen Kriterien erfolgen

Ich plädiere also dafür, die faktisch schon immer getroffenen Entscheidungen zu bewussten, konzeptionell und vor allem: theologisch reflektierten Entscheidungen zu machen. Denn das Kriterium für diese Entscheidungen sollte die theologische Frage sein, was – nach dem immer begrenzten derzeitigen Kenntnisstand – das Evangelium in der jeweiligen Situ-

ation und ihrem Kontext voraussichtlich am sinnvollsten kommuniziert: nämlich so, dass das menschliche Machbare dazu getan wird, dass Menschen vom Evangelium erreicht werden. Alle Tätigkeiten müssen sich der Frage stellen, inwiefern sie Evangelium kommunizieren, andere befähigen, das zu tun, oder Rahmenbedingungen zu einer erleichterten Kommunikation des Evangeliums zu schaffen. Dies zu reflektieren und zu formulieren (so dass es auch anderen deutlich wird), gehört zu den wesentlichen Aufgaben des Pfarrberufs – und zu seiner Grundlegung als »theologischer Beruf«.²²

Bei den Entscheidungsprozessen dürfte es eindeutige und weniger eindeutige Befunde geben. Vermutlich werden die Handlungsfelder sich nach diesem Kriterium nicht von selbst so sortieren, dass genau das richtige Maß übrig bleibt, denn es ist immer theologische Deutungsarbeit, welches Handlungsfeld mit wem und für wen auf welche Weise Evangelium kommuniziert. Ich halte jedoch die Perspektive für wichtig, um sich der Fülle der Handlungsfelder überhaupt sortierend und kritisch zu nähern. Wichtig erscheint mir, nicht die gewohnten Felder mit der Haltung zu »verteidigen«, dass sie doch »irgendwie auch« Evangelium kommunizieren, sondern ernsthaft und kritisch zu prüfen, bei welchen Feldern dies in welcher Weise der Fall ist – erneut von der »vermuteten« Wirkung her gedacht und nicht von der eigenen Absicht.²³

Dies ist eine anspruchsvolle Aufgabe, die mit einer aufmerksamen Wahrnehmung für den jeweiligen ortsgemeindlichen oder übergemeindlichen Kontext und die Menschen in ihm beginnt. Dafür sind Wahrnehmungsinstrumente wie die Milieutheorie hilfreich, sofern sie nicht unreflektiert in hektische Aktivität umgesetzt werden (»für dieses Milieu müssen wir ja auch noch etwas tun«), sondern als zusätzliche Wahrnehmungshilfe genutzt werden, die Einseitigkeiten und Differenzierungen aufzeigt. Dabei ist es sicher nicht leicht, nicht vorrangig den eigenen Lieblingsfeldern besonders viel »Wirkung« zuzumessen und den Entscheidungsprozess nicht von einer »Verteidigungshaltung« dominieren zu lassen. Pfarrerrinnen und Pfarrern wird damit zugemutet, immer wieder einen Perspektivenwechsel vorzunehmen, mit denen sie quasi »von außen« auf ihre eigene Arbeit blicken und sie

mit den Augen anderer und nach theologischen Kriterien betrachten.

Gleichzeitig gehört zur Wahrnehmung aber auch eine ehrliche Selbstwahrnehmung der eigenen Stärken und Schwächen. Denn die eigenen Talente und Charismen sind ein wesentlicher Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums, die genutzt werden sollten, da sie in der Kommunikation des Evangeliums unverzichtbar sind. Insofern ist auch immer die eigene Person in die Entscheidung einzubeziehen, denn Handlungsfelder, die theoretisch in dieser Gemeinde sinnvoll wären, die ich mit meinen Stärken und Schwächen aber nicht gut ausfüllen kann, dürften – von der Wirkung her gedacht – keine gute Wahl sein. Möglicherweise können dies andere Hauptamtliche oder Ehrenamtliche ausfüllen, – oder aber es findet in der Nachbargemeinde statt, und ich verweise Menschen konkret an diese. Schließlich gehört auch immer der Blick nach rechts und links zur umfassenden Wahrnehmung dazu: Welche Arbeitsgebiete werden von anderen in der Nähe bereits gut vertreten – oder könnten entsprechend gut vertreten werden? Wo können wir uns absprechen und gegenseitig entlasten, indem der eine Ort einen Schwerpunkt auf Jugendarbeit setzt, der zweite auf sozialdiakonisches Engagement, der dritte auf spirituelle Arbeit etc. Dies bedeutet eine Abkehr von der Idee, möglichst alles unter einem Kirchturm zu versammeln und denkt von dem Anliegen her, das Evangelium mit aller Welt in unterschiedlichen Formen zu kommunizieren. Selbstverständlich bedeutet dies auch manchen Verlust – von Traditionen und auch von nahen Wegen für manche Menschen –, aber die Alternativen erscheinen mir alle deutlich schlechter als die Akzeptanz des Verlustes zugunsten einer gelingenden Arbeit in der Zukunft.

Ebenso selbstverständlich dürfte sein, dass eine solche Entscheidung nicht von heute auf morgen erfolgt und umgesetzt wird, sondern kommuniziert und allmählich umgesetzt wird. Eine wichtige Perspektive für diesen Prozess ist die Einsicht, dass die Kommunikation des Evangeliums keine Frage von Quantität ist: Die seit der Idee der »lebendigen Gemeindehauses« leitende Überzeugung, dass »Mehr« auch immer »besser« ist, muss überwunden werden. Wenn alles Handeln immer nur exemplarisch sein kann, kann die bewusste und liebevolle Gestaltung eines Handlungsfeldes sinnvoller

sein als drei Arbeitsbereiche zu »versorgen«. Dieser Entscheidungsprozess ist dann aber ganz wesentlich eine theologische Aufgabe, denn er muss die Kommunikation des Evangeliums reflektieren und begründen, warum dieser Kommunikationsweg sinnvoller scheint als jener. Dafür wird fundierte theologische Kompetenz gebraucht (die wir – dies als Nebenbemerkung – im Studium vermitteln müssen) und die selbstverständlich nie aufhört. Es braucht den Mut, klare Entscheidungen zu treffen, die sicher manchmal auch einem selbst schmerzen. Dabei kann die Perspektive hilfreich sein, dass jede Kommunikation des Evangeliums immer nur exemplarisch geschehen kann und dass von anderen andere Kommunikationswege beschritten werden – ich muss nicht alles machen, was sinnvoll und notwendig wäre. In diesen Entscheidungsprozessen wird es Fehler geben, falsche Einschätzungen und Umwege, die unvermeidbar sind – weil wir in dieser Welt den Schatz immer nur in irdenen Gefäßen haben, die sich durchaus auch einmal als ungeeignet erweisen dürfen.

Neben der theologischen Kompetenz und dem Mut zum Risiko braucht es dann aber auch persönliche Stärke. Faktische Entscheidungen, die dem Bisherigen in jedem Fall Priorität geben, haben den Vorteil, dass es nur selten Zorn und Enttäuschung von denen gibt, die noch nie im Blick waren. Werden bisherige Tätigkeitsfelder eingestellt, erfordert dies die Stärke, Zorn und Enttäuschung auszuhalten. Denn ein Handeln, das mehr Menschen erreichen will, verärgert zwangsläufig andere. Man kann es nicht allen Recht machen. Dies auszuhalten in dem Bewusstsein, dass Bedürfnisse von Kirchenmitgliedern aufmerksam zu hören sind, jedoch auch diese theologischen Kriterien unterzogen werden, braucht Stärke – und eine gute Unterstützung.

3.6. Unterstützung im Entscheidungsprozess

3.6. Pfarrerinnen und Pfarrer brauchen Unterstützung in den Entscheidungsprozessen

Diesen Entscheidungsweg kann und sollte ein Pfarrer, eine Pfarrerin nicht allein gehen. Sie brauchen dafür die Rückendeckung und die Unterstützung von Kirchenleitungen und Vorgesetzten. Generalisierte Forderungen wie gerade in der nordelbischen Landeskirche noch einmal von bischöflicher Seite betont, dass keinesfalls die Gottesdienste an zweiten

Festtagen ausfallen dürften, sind wenig hilfreich, denn sie berücksichtigen die Kommunikation des Evangeliums in der einzelnen Gemeinde nicht. In der Ortsgemeinde sollte der Kirchenvorstand an den Entscheidungsprozessen beteiligt werden und diese Entscheidungen entsprechend mittragen. Dabei sollte eine Balance gefunden werden zwischen dem Recht von Pfarrern und Pfarrerinnen, eigene Schwerpunkte in der pastoralen Arbeit zu setzen und der Gefahr, hauptsächlich seine »Hobbys« zu pflegen. Die Perspektive des konstruktiv mitdenkenden Kirchenvorstandes kann dabei auch ein kritisches Korrektiv bilden zu der Frage nach der Wirkung der Kommunikation des Evangeliums. Für übergemeindliche Pfarrstellen ist dieser Weg mit dem entsprechenden verantwortlichen Gremium zu gehen.

Häufig wird dabei beratende Hilfe sinnvoll sein, die den Prozess unterstützt und hilft, dass es nicht zu einem Kompromiss der Gruppeninteressen kommt, sondern eine gemeinsame Suche nach sinnvollen Formen der Kommunikation des Evangeliums mit den gegebenen Ressourcen – Personen, Zeit, Geld, Umfeld etc. – erfolgt. Aber auch durchgehend erscheint mir die Gestaltung des pfarrberuflichen Alltags gegenwärtig eine so wichtige und zugleich so anspruchsvolle Aufgabe, dass Supervision, Coaching und Beratung kaum genug zur Anwendung kommen können. Ferner sind, wie erwähnt, Absprachen in der Region sinnvoll, die die Interessen aller Beteiligten wahrnehmen.

3.7. In der eigenen Begrenzung andere stärker wahrnehmen

3.7. Pfarrerinnen und Pfarrer können in der eigenen Begrenzung andere stärker wahrnehmen

Bewusste Entscheidungen über das »Lassen« lassen die eigene Angewiesenheit auf andere spürbarer werden und ihre Stärken und Fähigkeiten bewusster wahrnehmen. Eine solche Haltung eigener Begrenztheit verweist mich unweigerlich auf andere, denn ich bin darauf angewiesen, dass andere Menschen andere Wege beschreiten mit demselben Ziel. Dies kann einerseits kollegiale Zusammenarbeit fördern. Es kann aber auch – in der Zusammenarbeit mit anderen Hauptamtlichen, besonders aber auch Ehrenamtlichen – deren Selbstständigkeit und Initiative stärker schätzen lassen. Die Perspektive des gemeinsamen

Zieles, das Evangelium zu kommunizieren, kann möglicherweise helfen, weniger von dem eigenen Handeln her zu denken als von der gemeinsamen Sache.

3.8. Die theologische Dimension der Begrenzung

3.8. Die Perspektive der Begrenzung hat eine theologische Dimension

Eine solche Begrenzung pastoralen Handelns hat selbstverständlich einen pragmatischen Zug: Kräfte und Arbeitszeiten von Pfarrerinnen und Pfarrern sind nicht unbegrenzt und müssen sinnvoll eingesetzt werden. Sie hat aber auch eine geistliche Dimension, auf die Ulrike Wagner-Rau nachdrücklich hinweist. Ich zitiere: »Theologie beginnt mit der schmerzlichen Einsicht, dass dem Menschen nichts unbegrenzt zur Verfügung steht: nicht die Lebenszeit und die Lebenskraft. Nicht die Fähigkeit, das Leben konstruktiv, menschenfreundlich und liebevoll zu gestalten. Nicht das Geld. Nicht die Möglichkeit, über bestimmte Bereiche hinaus Einfluss zu nehmen. Die Grenzen verfügbarer Ressourcen und die Grenzen eigener Möglichkeiten sind in die Menschlichkeit konstitutiv eingeschrieben.«²⁴

Dass Menschen permanent Erfahrungen mit ihren Grenzen machen, fragmentarisch und unvollkommen sind und daher immer auch in der Sünde verfangen, ist die grundlegende Einsicht reformatorischer Anthropologie. Pfarrerinnen und Pfarrer predigen das, vermitteln dies in Seelsorge und Unterricht – und haben es in der Gestaltung ihres beruflichen Lebens manchmal besonders schwer, mit den Grenzen ihres eigenen Tuns umzugehen, nicht zuletzt auch wegen der hohen Ansprüche, die von außen gestellt werden, die sie aber auch selbst an sich haben.²⁵

3.9. Arbeitszeit gestalten

3.9. Pfarrerinnen und Pfarrer dürfen und sollten ihre Arbeitszeit bewusst gestalten

Die Perspektive begrenzter Ressourcen führt dazu, die Arbeitszeit von Pfarrerinnen und Pfarrern konkret in den Blick zu nehmen. Dies ist ein emotional aufgeladenes Thema, weil das Rechnen in Stunden gelegentlich mit einer vollständigen »Berufsförmigkeit« des Pfarrberufes gleichgesetzt wird, die seiner »Lebensförmigkeit« entgegensteht: Der Pfarrberuf sei gerade kein Beruf, bei dem man nur zwischen Neun und Fünf im Dienst sei. Daran ist selbstverständlich richtig, dass man auch nach 17 Uhr,

gelegentlich auch vor 9 Uhr arbeitet und ebenso, dass man sich nicht mit dem Hinweis auf Arbeitszeiten einem dringenden Hilferuf mitten in der Nacht oder am freien Tag verwehren wird – was aber die meisten auch als Christenmensch nicht tun würden. Der berechnete Hinweis auf den engen Zusammenhang zwischen Beruf und Person muss – und sollte – jedoch nicht bedeuten, eine bewusste Wahrnehmung und Gestaltung von Arbeitszeit zu negieren. Es gehört im Gegenteil zu der dem Pfarramt innewohnenden Aufgabe, die Kommunikation des Evangeliums in seinen realistischen Möglichkeiten zu reflektieren und die Arbeitszeit als Ressource (und nicht von vornherein als Begrenzung) dafür in den Blick zu nehmen.

Über Arbeitszeiten im Pfarrberuf ist in den letzten Jahren viel diskutiert worden. Immer wieder wurde und wird eine Zahl von 54 Stunden für ein volles Gehalt genannt, dies wären 6 Tage die Woche mal 9 Stunden, entsprechend 27 mit halbem Gehalt. Diese Zahl ist mittlerweile zu einer Art Mythos geworden, der empirisch nie fundiert überprüft worden ist – vor allem aber Realität und Normativität verwechselt: Wenn Pfarrerinnen und Pfarrer faktisch so viel arbeiten, bedeutet dies ja noch lange nicht, dass sie dies tun sollten (bzw. dass Teildienststellen dann 27 Stunden arbeiten sollten). Ich halte diese Zahl für willkürlich, nicht begründet und schlicht zu hoch. Der Pfarrberuf ist ein kreativer und anstrengender Beruf, der auch von schöpferischen Pausen lebt. Er benötigt eine spirituelle Grundlage, die Zeit benötigt. In ihm braucht es Zeit für Ungeplantes. Vor allem aber wird das Evangelium nicht überzeugend kommuniziert, wenn diese Tätigkeit Erschöpfung bedeutet – erneut von der Wirkung her gedacht. Die Arbeitszeit muss so bemessen sein, dass Personen, die hauptberuflich mit dem Evangelium befasst sind, nicht daran gehindert werden, Gelassenheit, Freude am Leben und den Blick für das Wesentliche auszustrahlen. Eine genaue Stundenzahl scheint mir auch – ähnlich wie beispielsweise bei Lehrkräften – schwer festlegbar zu sein, weil vieles Vorbereitungszeit ist, die die einen kurz und intensiv und die anderen lang und extensiv nutzen. Eine Richtgröße zwischen 40 und 50 Stunden im Jahresmittel scheint mir eine sinnvolle Linie zu sein. Ein Jahresmittel anzusetzen, hat den Vorteil, dass es den »saisonalen« Charakter des Pfarrberufs

berücksichtigt: In der Adventszeit, in der Passionszeit, bei Konfirmationen oder bei der Jugendfreizeit in den Sommerferien werden es sicher auch einmal mehr Stunden sein, dafür können und sollten es dann in anderen Phasen auch deutlich weniger sein. Ohne mindestens einen wirklich freien Tag in der Woche kommt vermutlich kein Mensch auf Dauer ohne gesundheitliche Schäden davon (selbst meinen Examenskandidatinnen sage ich immer, dass das biblische Sabbatgebot auch für diese Lebensphase gilt, zumal sie dann auch noch effektiver arbeiten können).

Zur Gestaltung des pfarrberuflichen Alltags gehört aber auch Zeit für Ungeplantes und Unverzwecktes. Auch dies kommuniziert Evangelium, dass Pfarrerinnen und Pfarrer ein Verständnis von Zeit repräsentieren, das nicht im »Geschäft des Alltags« aufgeht, sondern über das jetzt zu Erledigende hinaus weist. In der Alltagsgestaltung kann dann eine Ahnung davon aufleuchten, dass das eigene Handeln immer vorläufig ist und das Reich Gottes nicht herbeiführen wird – und gleichzeitig unendlich wertvoll und unverzichtbar ist für die Kommunikation des Evangeliums – denn in ihm scheint etwas auf vom Evangelium selbst.

- 1 Vgl. auch Birgit Weyel: Art. Pfarrberuf, in: Wilhelm Gräßler: Handbuch Praktische Theologie, Gütersloh 2007, 639-649, 639, die die Dauerhaftigkeit der Selbstverständnisdiskussion des Pfarrberufs auf seine Wechselbeziehungen zur (sich permanent verändernden) modernen Gesellschaft zurückführt.
- 2 Vgl. Uta Pohl-Patalong: Ortsgemeinde und übergemeindliche Arbeit im Konflikt. Eine Analyse der Argumentationen und ein alternatives Modell, Göttingen 2003, 97ff.
- 3 Zur Rolle des Gemeindehausbetriebs für die Arbeitskapazität der Pfarrerinnen und Pfarrer vgl. Rudolf Roosen: Gemeindehaus vor dem »Aus«, DtPfrBl 97 (1997), 63-66, 63.
- 4 Schon früh wurde die Gefahr gesehen, dass sich die Aufgaben des Geistlichen dabei immer stärker der Unterhaltung und Geselligkeit annähern und er zum »Manager eines großen Fürsorge-, Bildungs- und Vergnügungsvereins (wird), der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit Vorstandssitzungen und Proben widmen muß«. Walter Bülick: Die evangelische Gemeinde. Ihr Wesen und ihre Organisation, Tübingen 1926, 36.
- 5 Emil Sulze, Die evangelische Gemeinde, Leipzig 2 1912, 185.
- 6 Vgl. Leitbild Pfarrerinnen und Pfarrer in der Gemeinde. Leitbild mit Erläuterungen und Konsequenzen, hg. vom Verband der Vereine ev. Pfarrerinnen und Pfarrer in Deutschland, o.O. 2002.
- 7 Vgl. z.B. Isolde Karle: Was heißt Professionalität im Pfarrberuf?, DtPfrBl 99 (1999), 5-9 oder Jobst Reller: Pfarrer sein – was haben wir heute noch davon, DtPfrBl 104 (2004), 517-521.

- 8 Dietrich Stollberg: Zwischen Überforderung und Freiheit. Zu einigen Problemen von Pfarrerin und Pfarrer in der mobilen Event-Gesellschaft, PTh 93 (2004), 396-410, 409.
- 9 Vgl. Alexander Deeg: Pastor legens. Das Rabbinat als Impulsgeber für ein Leitbild evangelischen Pfarramts, PTh 93 (2004), 411-427, 411.
- 10 Ulrike Wagner-Rau: Auf der Schwelle. Das Pfarramt im Prozess kirchlichen Wandels, Stuttgart 2009, 27.
- 11 Es kann (in der Aufklärung) die Konzentration auf den ethischen und religiösen Bereich meinen (statt sich auf medizinische, landwirtschaftliche o.a. Gebiete zu begeben), es kann die Verkündigungsaufgabe bezeichnen (in der Dialektischen Theologie nicht selten gegen Kasualien etc. abgegrenzt), es kann sich auf die unmittelbaren »Amtspflichten« beziehen (abgegrenzt von der Mission Fernstehender wie bei Krauss oder von Gemeindeveranstaltungen wie bei Palmer) oder auf die religiöse Kommunikation (abgegrenzt von Verwaltungsaufgaben, geselligen Veranstaltungen etc. Vgl. Uta Pohl-Patalong: Art. Pastoraltheologie, in: Christian Grethlein / Helmut Schwier (Hg.): Praktische Theologie. Eine Theorie- und Problemgeschichte (Arbeiten zur Praktischen Theologie Bd. 33) und Herausforderungen, Leipzig 2007, 515-574.
- 12 Vgl. Karl-Wilhelm Dahm, Art. Pfarrer/ Pfarrerin VI. Statistisch, in: RGG IV (2003), 1205-1208, 1205.
- 13 Vgl. Peter Scherle, Der Pfarrberuf im Umbruch. Konturen einer erneuerten Theorie des Amtes, in: Thorsten Peters / Achim Plagantz / ders.: Gottes Profis? Re-Visionen des Pfarramts (Herborner Beiträge Bd. 2), Wuppertal 2004, 27-53, 27.
- 14 Vgl. Wagner-Rau, 29: »Die Frage, was sinnvoll zu tun ist, erfordert nicht nur eine differenzierte Wahrnehmung der Lage, sondern auch klare Entscheidungen für, aber auch gegen mögliche und sinnvolle, vielleicht sogar notwendige Aktivitäten. Lange war es möglich, der Ausdifferenzierung der Gesellschaft durch eine Ausdifferenzierung der kirchlichen Arbeit zu folgen. Was in der Gemeinde keinen Ort fand, wurde durch übergemeindliche Funktionsstellen wahrgenommen... Längst ist eine Grenze erreicht, die eine Fortsetzung dieses Weges verhindert.«
- 15 A.a.O., 22.
- 16 Vgl. Wilhelm Gräß: Sinnfragen. Transformationen des Religiösen in der modernen Kultur, Gütersloh 2006, 188.
- 17 Albrecht Grözinger: Das Amt der Erinnerung – Überlegungen zum künftigen Profil des Berufs der Pfarrerin-
nen und Pfarrer, in: ders.: Die Kirche – ist sie noch zu retten? Anstiftungen für das Christentum in postmoderner Gesellschaft, Gütersloh 1998, 134-141, 135.
- 18 Vgl. Isolde Karle: Der Pfarrberuf als Profession. Eine Berufstheorie im Kontext der modernen Gesellschaft, Gütersloh 2001.
- 19 »Denn ob Christus tausentmal für uns und gecreuzigt würde, were es alles umb sonst, wenn nicht das wort Gottes keme, und thelets aus und schencket mirs und spreche, das soll deye sehn, nym hyn und habe dysr.« (WA 18; 202,37-203,2.)
- 20 Vgl. die Überzeugung Ernst Langes, dass die Taten »Kommunikation wie das Wort« sind (Ernst Lange: Chancen des Alltags. Überlegungen zur Funktion des christlichen Gottesdienstes in der Gegenwart, Stuttgart/Gelnhausen 1965, 201). In meinem Verständnis des Kommunikationsbegriffs folge ich Ernst Lange, der den Begriff nicht im Sinne des allgemeinen Kommunikators verstand, sondern ebenfalls auf das Evangelium bezog.
- 21 Vgl. Wagner-Rau, 61 und 122.
- 22 Vgl. Christian Grethlein: Pfarrer – ein theologischer Beruf (edition chrison), Frankfurt a.M. 2009.
- 23 Ähnlich Wagner-Rau, 61f. »Bei der Beantwortung der Frage, wie die Erfordernisse kirchlichen Handelns zu bestimmen sind, müssen theologische Kriterien die Wahrnehmung und Deutung der Wirklichkeit leiten. Entscheidungen können sich nicht allein daran orientieren, wie möglichst viele Menschen anzusprechen und zu gewinnen sind, sondern müssen sich auch theologisch als tragfähig ausweisen. Allerdings soll und darf dies nicht heißen, dass die Bedürfnislagen der Menschen und ihre berechtigten Erwartungen an die Kirche disqualifiziert werden. Aber die positive Aufnahme von Bedürfnissen ist nicht mit ihrer schlichten Bestätigung und Befriedigung gleichzusetzen, sondern sie zeigt sich in einer Arbeit mit und an diesen Bedürfnissen, die immer wieder auch über sie hinausführt und sie verwandelt.«
- 24 Wagner-Rau, 75.
- 25 Vgl. dazu auch Wagner-Rau, 76. Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Hamburg, Vortrag vor dem bayerischen Pfarrerrinnen- und Pfarrerverein am 26. April 2010 in Rothenburg.

*Uta Pohl-Patalong, Hamburg
aus: Korrespondenzblatt, Nr. 6, Juni 2010*

GESETZ ZUR NEUREGELUNG DER INHABERSCHAFT DER GEMEINDEPFARRSTELLEN NICHTIG

Kirchliches Verfassungs- und Verwaltungsgericht der EKHN stoppt die Zehnjahresbilanz für Pfarrstellen

(Red). Das Kirchliche Verfassungs- und Verwaltungsgericht (KVVG) der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau erklärte mit seiner Entscheidung vom 7. Dezember 2010 Regelungen des Kirchengesetzes zur Neureglung der Inhaberschaft der Gemeindepfarrstellen vom 26. November 2003 für nichtig. Damit hatte der Normenkontrollantrag von elf Mitgliedern

der Kirchensynode Erfolg, die sich im Mai 2009 an das Gericht gewandt hatten.

Durch das Gesetz wurde erstmals bestimmt, dass Gemeindepfarrstellen nicht mehr zeitlich unbegrenzt zugewiesen werden. Vielmehr sollte die Übertragung an den Pfarrer für die Dauer von zehn Jahren erfolgen. Nach Ablauf dieser Frist hatte der Kirchenvorstand auf

Grund eines Bilanzierungsgesprächs zu entscheiden, ob der Pfarrer in der Gemeinde bleiben soll oder nicht. Beschloss der Kirchenvorstand eine Fortsetzung der Tätigkeit, wurde die Übertragung der Pfarrstelle um fünf Jahre verlängert. Andernfalls musste sich der Pfarrer oder die Pfarrerin umgehend um eine andere Pfarrstelle bewerben. Eine Versetzung in den Wartestand war für den Fall vorgesehen, dass innerhalb von zwei Jahren keine anderweitige Verwendung zustande kam. Die Regelung galt mit einer Übergangsfrist auch für diejenigen Pfarrern und Pfarrer, denen ihre Pfarrstelle noch unbefristet übertragen worden war.

Die Antragsteller sahen in der befristeten Übertragung einen Verstoß gegen das Lebenszeitprinzip und eine Gefährdung der unabhängigen Wortverkündigung, in Abhängigkeit zum Kirchenvorstand. Die Kirchenleitung hatte die Regelung verteidigt.

Die zeitliche Befristung der Gemeindepfarrstellen sei der Wahrnehmung des kirchlichen Auftrags förderlich. In der Vergangenheit hätten die Gemeinden keine hinreichende Möglichkeit gehabt, ihr Verhältnis zum Pfarrer oder der Pfarrerin verantwortlich zu überprüfen. Der Pfarrerausschuss der EKHN hatte sich für eine Evaluation der Tätigkeit des Pfarrers ausgesprochen, durch die Verknüpfung mit der Abstimmung über die Verlängerung der Inhaberschaft aber die Unabhängigkeit der Amtsführung nicht mehr gewährleistet gesehen.

Das Gericht sah in der Regelung einen Verstoß gegen die per Kirchenordnung festgeschriebene Fürsorgepflicht der Gesamtkirche ihren Gemeindepfarrern gegenüber. Es gebe keinen Schutz gegen unsachliche Entscheidungen des Kirchenvorstandes. Da die Entscheidung über die Fortsetzung des Dienstes in der Kirchengemeinde allein beim Kirchenvorstand liege, könne die Landeskirche ihrer Fürsorgepflicht in einem für das Pfarrdienstverhältnis wesentlichen Bereich nicht mehr nachkommen. Wie das KVVG in seiner Entscheidung ausführt, gibt es allerdings kein kirchenverfassungsrechtliches Gebot, Gemeindepfarrstellen stets auf unbegrenzte Zeit zu übertragen. Auch bei dem vorgesehenen Evaluierungsverfahren hatte das Gericht keine Bedenken.

Der Präses der Kirchensynode, Dr. Ulrich Oelschläger, reagierte enttäuscht auf die Entscheidung des KVVG. Die Neunte Kirchensynode habe die Bilanzierung im November 2003 nach

langer, ernsthafter und intensiver Beratung beschlossen. Ziel sei es gewesen, die Kompetenzen und die Verantwortung der örtlichen Kirchenvorstände zu stärken. Dieses habe das KVVG nun „zurückgeschnitten“. Er hoffe, sagte Oelschläger, dass in einer neuen Regelung „möglichst viel vom Kompetenzelement für Laien“ erhalten bleibe. Oelschläger kündigte an, umgehend in ein neues Gesetzgebungsverfahren einzutreten, um möglichst bald für eine gültige Rechtsgrundlage zu sorgen.

Kirchenpräsident Dr. Volker Jung betonte, dass das KVVG nicht das Instrument der Bilanzierung an sich und auch nicht die Begrenzung der Inhaberschaft von Pfarrstellen zurückgewiesen habe. Das Gericht habe lediglich die alleinige Verantwortung des Kirchenvorstands für die Bilanzierung für unangemessen erklärt. Das KVVG sehe dabei die Kirchenleitung in der Pflicht und verlange, dass die Entscheidung über eine Pfarrstelleneinhaberschaft in der gesamtkirchlichen Verantwortung der Kirchenleitung liegen müsse. Jung wies darauf hin, dass in den meisten anderen Landeskirchen in der EKD die zeitliche Begrenzung der Inhaberschaft von Pfarrstellen üblich sei. Deshalb sehe auch das neue Pfarrdienstgesetz der EKD eine solche Begrenzung auf zehn Jahre vor. Es sei im November von der EKD-Synode beschlossen worden. Die Landeskirchen müssten es nun in Ausführungsbestimmungen umsetzen.

Die geplante Zehnjahresbilanz war in der Vergangenheit immer wieder Gegenstand bei den Mitgliederversammlungen des Pfarrerrinnen- und Pfarrervereins in der Evangelischen Kirche Hessen und Nassau. Es ist auch Hauptthema des diesjährigen Jahresberichtes des Vorsitzenden, Pfr. Dr. Martin Zentgraf, am 16. Februar in Frankfurt. Der Bericht wird in der nächsten Ausgabe des Hessischen Pfarrblattes abgedruckt.

Talar zu verschenken

Gut erhaltener Talar, reine Schurwolle, Gr. 50, zu verschenken.

Anfragen an Fr. Müller, 06421/12304 oder an die Schriftleitung des Hess. Pfarrblattes

Einladung zur öffentl. Gesamtausschusssitzung am 10. Mai 2011

Gemäß §10, Abs. 1 und 3 unserer Satzung lade ich hiermit zur Sitzung des Gesamtausschusses unseres Vereins vor allem **alle Vertrauensleute** aus den Kirchenkreisen als auch **interessierte Mitglieder** herzlich ein für

Dienstag, den 10. Mai 2011, um 15.00 Uhr
ins Altstadtthotel CENTRINUM, Rosenstraße 1, 34212 Melsungen

mit folgender Tagesordnung:

1. Kurzandacht
2. Begrüßung, Feststellung der Beschlussfähigkeit und Totengedenken
3. Bericht des Vorstands
4. Bericht der Prälatin
5. Bericht des Pfarrerausschusses
6. Aussprache zu den Berichten
7. Vorlage der Jahresrechnung 2010
8. Bericht der Kassenprüfer
9. Entlastung von Vorstand und Stadtkirchenamt Marburg
10. Vorlage und Beschluss zum Haushaltsplan 2011
11. Wahl des Vorstands gemäß § 8,3 und §14 der Satzung
 - des/der Vorsitzenden
 - des/der stellvertretenden Vorsitzenden
 - drei weiterer Vorstandsmitglieder
12. Wahl der zwei Kassenprüfer gemäß §14,6 der Satzung
13. Anfragen und Berichte aus den Kirchenkreisen
14. Information zum Pfarrtag 2011
15. Mitteilungen, Termine
16. Verschiedenes

Wir planen, den Nachmittag mit einem gemeinsamen Essen im Hotel gegen 19.00 Uhr abzuschließen; ich bitte alle **Mitglieder**, die *daran und* an der *Versammlung* teilnehmen wollen, um **ganz dringende Anmeldung** an meine Adresse bis spätestens **1. April 2011!**

Für den Vorstand des Pfarrvereins Kurhessen-Waldeck e.V.
Lothar Grigat, Vorsitzender

LESERFORUM

Wie geht es unserer Kirche?

Bekannte treffen sich auf der Straße. Sie grüßen sich und fragen wechselweise nach ihrem Ergehen.

Wer fragt nach dem Ergehen der Kirche? Alle Kirchenmitglieder? Gewiss nicht. Alle, die in der Kirche in haupt- oder ehrenamtlicher Verantwortung stehen? Auch nicht.

Warum sollte man auch nach dem Ergehen der Kirche fragen? Was hat sich in unseren Jahren ereignet?

Was Hitler gefordert und Honnecker gefördert hat, ist jetzt eingetreten: Ein Drittel der Bevölkerung der Bundesrepublik gehört der Katholischen Kirche an, ein Drittel der Evangelischen Kirche, ein Drittel ist konfessionslos.

Die Trinitatiskirche in Mannheim, Innenstadt, nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs 1958 wieder aufgebaut, längst unter Denkmalschutz, steht schon lange leer, ohne kirchliche Nutzung.

Warum fragen Gemeindepfarrer, die von Amts wegen Seelsorger sein sollten, nicht nach

dem Zustand der Kirche? Pfarrer haben Probleme, aber sind für Problemlösungen da.

Oder haben wir jetzt den Widerspruch, dass Pfarrer ihrerseits Probleme machen? Sie bleiben zu viele Jahre auf ihrer Pfarrstelle. Gewiss, eine neue Pfarrstelle zu suchen und zu finden, ist ein Sprung ins kalte Wasser. Der Pfarrstelleninhaber wäre auch einsichtig. Aber er hat an Ort und Stelle seiner Berufsausübung bereits ein eigenes Haus gebaut, in das er eingezogen ist. Oder seine Ehefrau ist berufstätig und kann an anderen Orten nicht leicht eine neue Anstellung finden. Aber wie gesagt, Pfarrer sollen Probleme lösen, nicht privat bedingt Probleme schaffen.

Was sollen wir tun? „Uns geht es gut, aber wir jammern trotzdem tüchtig weiter!“ hat jener Witzbold gesagt. Lachen ist gesund. Aber wenn uns bei wenig Nachdenklichkeit das Lachen vergeht?

Werden unsere Kinder noch Christen sein? Wie sehen Positionen aus? Kritikastertum, alles besser zu wissen, hilft nicht weiter.

Gemeinde A fragt nach dem Gottesdienstbesuch. 3% der Gemeindeglieder besuchen die Abendandacht am Bußtag, den die Protestanten 1995 glorreich verloren haben. Gemeindeglieder gründen einen Predigtvorbereitungskreis, nachdem der Gemeindepfarrer am Bußtag das Wort Buße nicht in den Mund genommen hat noch mit Lebensinhalt gefüllt hat.

Gemeinde B ruft eine Gemeindeversammlung ein. Sie lebt in einem badischen Triditionsgebiet, in dem es 1960 als Spitze 32% evangelischen Kirchenbesuch gab. Wir sind nicht mehr darauf stolz, dass Katholiken in ihre sonntägliche Messfeier müssen, die wenigen evangelischen Freikirchler ihren Sonntagsgottesdienst besuchen und nur Krankheit sie davon abhält. Wer lässt sich warum vom Gottesdienstbesuch abhalten? Was lässt sich durch verantwortliche Veränderung und Mitarbeit bessern?

Auch haupt- und ehrenamtliche Prediger sollten sich zu Besserungen, Erneuerungen veranlasst sehen. Sie halten Vorlesungen statt lebendige, lebensnahe Verkündigung auf der Kanzel. Theologie gehört an den Schreibtisch, Anrede auf die Kanzel.

Wo bleibt das Vorbild des Predigers? Was macht er, wenn sonntags die Kirchenglocken läuten und seine Stimme nicht das Kirchenrund erfüllt?

Es hat schon erfreulichere Zeiten für die Kirche in der Kirchengeschichte gegeben, auch schon bitterere. Ohne Heiligen Geist werden wir keine bleibende Früchte schaffen. Aber was schaffen wir unter diesen letzten Bedingungen in der Kraft und Lust auf Erneuerung?

Nach den kirchengeschichtlichen Daten sprechen vor allem biblische Aussagen zu uns. „Fürchte dich nicht, du kleine Herde!“ Lukas 12, 32. „So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes.“ Römer 10, 17. „Wachet, steht im Glauben, seid mutig und stark!“ 1. Korinther 16, 13.

Von Aufgaben und Zielsetzungen ist oben die Rede. Es geht um kirchliche und christliche Glaubwürdigkeit und um Leben, das dem Menschen freundlich zugewandt ist.

*Helmut Zeller
Marktplatz 3, 35708 Haiger/Dillkreis*



Und wenn der Ruhestand kommt – was dann?

Ich erlebe es in der letzten Zeit immer öfters, dass Kolleginnen oder Kollegen auf den Beginn ihres Ruhestandes reagieren, als komme er urplötzlich: sie stehen dann vor der Frage, wo denn bleiben? Ich bin nun seit zwei Jahren im Ruhestand und kann aus eigener Erfahrung reden und meine, es gilt auf zwei Dinge vor allem zu achten:

- Einige nicht gerade einfache Situationen und Konfliktfälle in der letzten Zeit bestärken mich immer mehr in meiner grundsätzlichen Überzeugung, dass es nur ratsam ist, im Ruhestand nicht am letzten Dienort zu bleiben! Das gilt für Gemeindepfarrerinnen und -pfarrer vor allem, aber es ist auch für die Kollegen und Kolleginnen in Funktionspfarrämtern richtig. Es ist einfach schwierig, zu erleben im direkten Kontakt, was sich denn nach dem Ausscheiden aus dem Dienst alles ändert und wie sehr sich Konfliktpotential aufbaut, wenn man trotz bestem Willen sich doch nicht ganz aus dem Leben der Gemeinde oder der Funktionsstelle heraushalten kann. Also: mein dringender Rat zum Wechsel des Ruhestandswohnsitzes, auch wenn ich nur zu gut weiß, wie schwer es sein kann, noch einmal in neuer Umgebung neu anfangen zu müssen.
- Und ich erlebe es immer wieder, dass Kolleginnen und Kollegen vor der Frage stehen,

wie gehe ich mit der Tatsache der Residenzpflicht, an der auch in unserer Kirche mit guten Gründen festgehalten wird, und der adäquaten Altersvorsorge bzw. einem dafür nötigen Vermögensaufbau um. Banken und Finanzberater aller Art stehen zwar schnell beratend zur Seite, aber ob sie dabei immer die besondere Situation von Pfarrerinnen und Pfarrern bei der Finanzplanung ausreichend im Blick haben, das zeigt sich erst dann, wenn der Ruhestand direkt bevorsteht. Denn dann muss ja in der Regel die Dienstwohnung ziemlich rasch für einen möglichen Nachfolger geräumt werden.

Nun bieten wir von unserem Pfarrverein ja die Möglichkeit zur Bleibe in einer unserer Emeritenwohnungen an, und doch weiß ich auch, dass dies nicht jedermanns Sache ist. Darum: bei der persönlichen Lebensplanung sollten auf keinen Fall sorgfältige Überlegungen um den Lebensstandard und das Bleiben im Alter fehlen und darum ist eine rechtzeitige Vorsorge für den Ruhestand dringend zu empfehlen. Vielleicht ist es dabei auch gar nicht verkehrt, die Beratungen der Mitarbeitenden bei unseren Kirchenbanken (für uns in Hessen i.d.R. die EKK) in Anspruch zu nehmen, weil diese in der Regel jedenfalls die Besonderheiten von uns Pfarrerinnen und Pfarrern kennen, vor allem, was eine rechtzeitige finanzielle Planung betrifft: je früher die ersten Schritte in Richtung Vermögensaufbau eingeleitet werden, desto einfacher und vielfältiger sind Lösungsmöglichkeiten für das Alter denkbar; die genaue Dauer bis zum Wegfall der Residenzpflicht spielt eine Rolle; welche staatlichen Zulagen können genutzt werden. Also denken Sie daran, sich *rechtzeitig* kompetenten Rat zu holen bei Leuten, die mit der Materie und dem Umfeld bestens vertraut sind, egal ob Sie 30 oder 57 Jahre alt sind: wichtig ist, die Frage der Altersversorgung *frühzeitig* für sich zu klären.

Lothar Grigat
Kasselweg 20, 34225 Baunatal

LESERBRIEFE

Zu: Robert Kirste, „Vom Romantiker zum Prediger“. HessPfBl Dez. 2010, S. 148-154

Lieber Bruder Kirste, die Würdigung der Theologie des Malers Wilhelm Steinhausen ist m. E. überfällig. Vielen

herzlichen Dank, dass Sie sich dieser schwierigen Aufgabe gestellt haben!

Gleichwohl sind in Ihrem Artikel wesentliche Ergebnisse der jüngeren Steinhausen-Forschung nicht berücksichtigt. Diese darzustellen, übersteigt das Instrument eines Leserbriefs; skizziert werden sollten sie allerdings schon.

Steinhausen hat die Emmausjünger 1874 erstmals, 1915 letztmals gemalt – beide Male als mit Christus verbundene Dreiergruppe und nicht, wie 1902, als Einzelne, oder wie 1913/14, als Zweiergruppe. Das Motiv war für ihn ein Lebensthema, weswegen die Biographie Steinhausens für diese Gemälde eine weitaus größere Rolle spielt als die darin verarbeitete Theologie.

Steinhausen wohnte 1886 bis 1899, also nur knapp 14 Jahre neben, und weitere 25 Jahre ohne seinen Malerfreund Hans Thoma in der Wolfsgangstraße. Den Wegzug der Thomas hat Steinhausen kaum verwunden. Er malte die Emmausjünger 1902 zwar in einer Rheinlandschaft, aber nicht bei Schöneck, was erst 1912 geschieht, sondern bei *Säckingen* im hochrheinischen Hotzenwald, wo Hans Thoma seine ehemalige, halb so alte Schülerin Cella Barteneder heiratete. Sie starb 43-jährig 1901 auf einer Bodensee-Reise. Das Malerehepaar wohnte 2 Jahre in Kronberg in jenem Tal, das in der Mitte des Emmaus-Bildes von 1914 (nicht: 1913!) von der Hand des Auferstandenen behütet wird, so, wie es sich vom Victoria-tempel bei Kronberg aus, wenn die Bäume unbelaubt sind, darbietet. Kaiserwitwe Victoria malte, residierte und starb 1901 im selben Tal; an dessen Hügel wohnte einst der Maler Louis Eysen. Steinhausen war im Winter 1913 sehr besorgt um seine Ehefrau Ida, die nicht mehr gesund wurde, womit der Traum vom gemeinsamen Lebensabend in der 1910 erworbenen Burg Schöneck platzte. Ostern 1914 wanderte er im Taunus bei Kronberg, als er seine Tochter besuchte, die zu seiner großen Freude von Dresden nach Oberursel gezogen war: Marie Henriette Paquet-Steinhausen, seine einzige namhafte Malschülerin. Marie war hochschwanger und ihr Vater erhoffte den ersten männlichen Enkel, der tatsächlich geboren und 1914 in der Lukaskirche getauft wurde: gleichsam unter dem Bild seines Großvaters, der sich im ersten nach der Eröffnung der Kirche geschaffenen Ölbild, der *Darstellung Jesu*

im Tempel, verwirklichte. Steinhausen ist am Simeonstag geboren.

Das zweite Ölbild der Südwand war der Amerikanerin Rose Livingston gewidmet, die die Ausmalung großzügig stiftete. Beide waren seelenverwandt, hatten in Frankfurt ihre Heimat gefunden und waren Kinder einer jüdischen Mutter, ein Umstand, der maßgeblich für den Verbleib der 21 Steinhausenbilder in der Lukaskirche während des Zweiten Weltkrieges war. Die Brandgefahr wurde von den Verantwortlichen (Städtische Galerie/Stadtsynode/Lukasgemeinde) alljährlich billigend in Kauf genommen. Die Ausmalung wurde als „nicht schützenswert“ eingestuft.

Lieber hätte Steinhausen die Frankfurter Matthäuskirche ausgemalt, denn in Berlin besuchte er sonntäglich an der Hand seiner Mutter – Witwe und Waise spendeten einander Trost – die gleichnamige Kirche; der Ortsgeistliche war auf Judenmission spezialisiert. In der Lukaskirche hat sich Steinhausen in *Jesus weint über Jerusalem* mit seinen als Kind gehörten Predigten auseinandergesetzt. Im Ersten Weltkrieg zitterte der 70-jährige Steinhausen um das Leben eines Sohnes und einer Tochter, die freiwillig in Verdun waren (und überlebten). Der jüngste Sohn eines Arztes betrat das Lukasgelände nicht gerne; im Gemeindehaus war ein Lazarett; als Kind hatte er miterlebt, wie sein Vater, Garnisons-Augenarzt, Soldaten-Patienten in der Sorauer Villa versorgte. Damals schon flüchtete Wilhelm mit seinen Geschwistern in den Garten. Der Kauf eines Anatomiebuches als Hilfe für den Großauftrag rührte an alte Kindertage – und an seine Enttäuschung, als er in der Karlsruher Studienzeit Figurenmalerei belegen musste, weil die Landschaftsklasse überfüllt war. Die Lukaskirche erforderte Figuren-Darstellungen. Steinhausen malte Christus dort sieben Mal, nicht jedoch als Gekreuzigten. Die größten Formate (Höhe: 13m), die beiden Schächer, flankierten die mögliche Stelle. Dort aber war Raum für Altar, Kanzel und Orgel, so wie es Steinhausen aus der Frankfurter Paulskirche, zu der er sich hielt, kannte. Ein schlankes, hohes Holzkreuz eines (anderen) Bildhauers präsentierte die theologia crucis im Altarraum der Lukaskirche.

Theologische Einflüsse auf die Darstellungen in der Lukaskirche sind mehr noch als bei Pfarrer Dr. Wilhelm Busch bei dessen Ehefrau, Johanna Busch, Mutter von neun Kindern, auszumachen, in deren Küche Steinhausen oft ge-

nug weilte, um ihre Meinung zu seinen Entwürfen zu erfahren, die er dann im Städel auf Großleinwände malte. Die Pfarrfrau erinnerte den Maler an dessen Mutter, die er mit Bibel in der Hand in der Lukaskirche malte.

Steinhausens Theologie im Geflecht der Interessen von Gemeinde, Pfarrer, Stadtsynode und Architekt zu erkennen, wird erschwert, weil den greisen Maler biographische Unbildden umtrieben, die er malerisch, quasi purgativ, auslebte. Briefe zeugen davon. Zudem hielt er sich, was seine Theologie betrifft, eher bedeckt oder gab Erlerntes einem Kamelion gleich wieder. So malte er auf Geheiß das Konterfei der Stifterin, die Ende 1914 starb, mit deren Seelsorger, und, als sei es stiller Trotz, unsachlich in ein Bild zur Apostelgeschichte, so dass diese Personen von Besuchern unschwer erraten werden konnten – während in deren Rücken, unerkannt, überdimensional die Stifterin und, im Bild darunter, Johanna Busch gewürdigt wurden!

Wilhelm Steinhausens Glaube erstrahlt in einem Vortrag vor Städelschülern: „... wenn ihr euch eines Kindheitstraumes erinnert und der Menschen, die ihr liebt, des Gartens, der Wälder, des Wohnraumes, darinnen euch das Spiel des Lichts, aus weiter Ferne kommend den Winkel heimlich machte und die goldenen Locken eurer Schwester oder das silberne Haar eurer Mutter verklärend umfloss, – wenn ihr an alles denkt, was euch damals begleitete oder mit einem ersten Schmerz erfüllte, – wenn ihr euch das im Anschauen der Bilder zurückruft – dann sagen sie euch von dem, wozu es der Künstler erschuf. Nur einen Teil. Denn noch etwas anderes wird wach. Und das ist der große Wunsch und das Verlangen nach allem, was uns fehlt und wonach wir uns sehnen. Ach es sind wohl erst kindlich kleine Wünsche des Knaben, rührend in ihrer Einfalt – dann die schwärmerische des Jünglings – die schmerzlichen und heißen, nach Erkenntnis der Wahrheit dürstenden des Mannes.“ (Eine kleine Anweisung, Kunstwerke zu sehen. In: Die Kunst unserer Heimat. Mitteilungen der Vereinigung zur Förderung der Künste in Hessen und im Rhein-Main-Gebiet, 1907-1914, S. 49.)

Volker Mahnkopp
Gutzkowstraße 22, 60594 Frankfurt/Main



Sehr geehrter, lieber Herr Grigat,

gerne möchte ich Ihnen ein paar Gedanken übermitteln zu Ihrem Diskussionsbeitrag mit der Überschrift „'Zölibat' auch für uns“?, den Sie im Hessischen Pfarrblatt, Dezember 2010, veröffentlicht haben.

Beim ersten Lesen konnte ich durchweg nur zustimmen: gut, dass einer die wichtigen Themen in unserer Kirche benennt und auf den Punkt bringt.

Die Finanzmittel gehen zurück, Pfarrstellen werden gestrichen, Kirchenkreise zusammengelegt. Da eine Personalentwicklung fehlt, werden Pfarrerinnen und Pfarrer nicht ausreichend für spezielle Aufgaben vorbereitet, Leute für Leitungämter nicht ausreichend qualifiziert. Viele fühlen sich überlastet und überfordert. Jahresgespräche werden kaum nachhaltig und wirksam durchgeführt, weil niemand recht weiß, wie dies funktioniert. Ein angstfreier Raum, in dem die Pfarrerschaft ihre Arbeit kritisch reflektiert mit dem Ziel, sich gegenseitig zu ermutigen und stärken, ist offensichtlich nicht vorhanden...

Soweit also – Zustimmung!

Doch der Rekurs auf meine Erfahrung zeigt ein anderes Bild:

Finanzmittel gehen zurück, – mein Gehalt kommt immer noch pünktlich; Pfarrstellen werden gestrichen / Kirchenkreise zusammengelegt, – ich bin nicht betroffen. Management- und Leitungsqualifikationen erwerben – nicht auch das noch! Überforderung und Überlastung – anderen geht's nicht anders, außerdem gibt's Nischen und Verweigerung, die kaum jemand merkt...usw.

Ich vermute, dass es in der Kirche an angstfreien Räumen fehlt, in denen mein schwacher Glaube ebenso Platz hätte, wie meine Ängste, den pastoralen Anforderungen gerecht zu werden. In angstfreien Räumen kann sich Kreativität entfalten, wie die oben genannten Herausforderungen gemeinsam bewältigt werden können. Das könnte zu mehr Zuversicht und Freude im Beruf führen.

*Reinhold Rosenau
Zeisigweg 16, 34225 Baunatal*



Zu: Lothar Grigat, „Zölibat“ auch für uns? Hess. Pfarrblatt 6, Dezember 2010

Grigats scharfsinnige und realistische Analyse gegenwärtiger und zukünftiger Veränderungen der kirchlichen Strukturen und wie diesen wirksam zu begegnen sei, ist sicher bedenkenswert. Was er einführt, wirkt wie ein Rechenexempel: Weniger Ehe = weniger Familie mit Kindern = weniger ist mehr. Dazu könnte, so Grigat, der Zölibat für die protestantische Pfarrer/Innenschaft helfen.

Mit Bedenken sollten wir dann aber auch die höchst desolate Zölibat-Situation der katholischen Kirche. Nach kircheninternen Erhebungen brechen mindestens 30 % – nach anderen Schätzungen sind es 50 % – der Priester ihr Zölibatsgelübde. Sie leben heimlich mit einer Frau zusammen – was für ein Leben, in dem die auch sexuell gelebte Liebe verheimlicht werden muss! Fliegt das Verhältnis auf, trifft die „Sünder“ die ganze Wucht kirchenamtlicher Sanktionen. Der Pfarrer wird versetzt, weit weg, wo er nicht bekannt ist, und das Paar muss sich trennen. Noch schlimmer kommt es, wenn in der Beziehung ein Kind geboren wurde – das wird in ein kirchliches Heim abgeschoben, dem Kind werden die Eltern genommen, und den Eltern das Kind. Dann sind da noch jene Zölibats-Brecher, die pädophil oder homosexuell werden, weil sie glauben, ihr Tun so besser verheimlichen zu können als das Zusammenleben mit einer Frau. Für ihre Opfer sind sie eine Katastrophe, mit lebenslangen Traumata der Missbrauchten.

Glaubt jemand im Ernst, dass eine protestantische zölibatäre Lebensweise vor solchen Anfechtungen gefeit ist? Schon Goethe hat's gewusst: „Bedenke, was du tust!“

Erich Wiegand, Pfr. i. R.

Niederrheinische Straße 19, 35274 Kirchhain



Zurück zum WORT allein

Wie konnte es dahin kommen, dass der ehemalige Dekan Lothar Grigat im „Hessischen Pfarrblatt“ vom 6. Dez. 2010, Seite 147f mit dem Gedanken spielt, „Zölibat“ auch für uns?“

Der Grund: Die ev. Geistlichen, Männer und Frauen, sind in den heutigen Gemeinden zu „Alles-Machern“ geworden, „wo es dann egal ist, wann oder wie zwischen Tag und Nacht die Predigt geschrieben wird, wenn er oder sie doch wenigstens auf jeder Veranstaltung –

gleich ob kirchlich oder kommunal oder bei jedem Fest präsent ist. Und wo es auch gar nicht mehr von Interesse ist, ob und wieviel Zeit da jemand mit Frau oder Mann und Kindern verbringen kann.“

Dieser Zustand im Pfarrerberuf ist das Ergebnis einer langen gewollten Entwicklung. Sie begann in der Pfarrerschaft und in den Gemeinden Ende der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und hält bis heute unvermindert, ja, sich noch steigernd an.

Als ich im Jahre 1968 in meinen letzten Gemeinden – in denen ich 29 Jahre tätig war – als junger Pfarrer meinen Dienst antrat, las ich in der Chronik die Klage, die Gemeinden seien „Versorgungsgemeinden“ und mussten „zu mündigen Gemeinden“ gemacht werden.

In der Tat, über Jahrhunderte wurden die Gemeinden vom jeweiligen Pfarrer versorgt. Sie erwarteten von dem neuen Pfarrer nichts anderes, als in Predigt, in Seelsorge und im Unterricht mit dem Wort Gottes versorgt zu werden. Die Kirchenvorsteher – es gab im Gegensatz zu späteren Entwicklungen nur wenige – zeichneten sich dadurch aus, dass sie Sonntag für Sonntag Hörer der Predigt des Wortes Gottes waren, wie es Martin Luther im Kleinen Katechismus in der Auslegung des 3. Gebotes fordert. Sie waren keine Aktivisten mit neuen Ideen und Praktiken für das Gemeindeleben. Ein Pfarrer als „Alles-Macher“ in der Gemeinde war weder in ihrer Vorstellung noch hätten sie wie auch die Gemeindeglieder dies für wünschenswert gehalten.

Das Selbstverständnis der evangelischen Christen bestand darin, dass es in der Gemeinde **allein** um die Verkündigung der frohen Botschaft ging. Die Gemeindeglieder waren Hörer, Geschöpfe des Wortes Gottes, das sie zu Glaubende formte.

So war die Situation in den evangelischen Gemeinden nach dem unbeschreiblichen Elend des Zweiten Weltkrieges, eine Zeit, an die ich mich gut erinnere. Die Menschen – vom Entsetzen über die ungeheueren Zerstörung ihres materiellen und geistigen Lebens gezeichnet – spürten die Wahrheit des Wortes Jesu: „der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“. Das selbstgebackene Brot, die Werke des Menschen – man kann es nicht anders sagen –, seine Macht und Kraft waren zu Trümmern und Staub, zuschanden geworden. Die ausgezehrt Körper und Seelen der

Menschen hungerten nach einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. So kamen sie damals Sonntag um Sonntag in die Kirchen, um Gottes Wort zu hören.

Die biblischen Texte predigten ihnen die den Menschen erwählende Gnade Gottes inmitten der Zerstörungen, in ihrer Verzweiflung über fremde und eigene Schuld, inmitten ihrer Trauer um verlorene Menschen, um verlorenes Hab und Gut.

So ermöglichte der Glaube, der durch das gehörte Wort Gottes in ihnen entstand, ihre Auferstehung aus Ruinen, Tod und Schuld. Neben der Gnade Gottes, neben seinem Wort, neben dem Christus, den Gott zum alleinigen Herren und Retter erhoben hatte, neben dem Glauben stand nichts anderes mehr, keine Aktivität des Menschen als Prinzip für seine Mündigkeit.

In dieser markanten geistigen Lage entschlossen sich junge Menschen meiner Generation in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Theologie zu studieren, um den Menschen in der Gemeinde das Wort Gottes zu verkündigen zu ihrer Auferstehung aus Schuld und Tod. Damals traf man auf nicht wenige Studenten an den theologischen Fakultäten. Unsere Professoren waren von der Erfahrung des Krieges geprägt, über denen Lebenspendend das Wort Gottes stand. Sie haben uns für unseren Dienst in den Gemeinden geprägt.

Alle Klagen, alle Mängel, alle Müdigkeit im Pfarrdienst werden sich auflösen, wenn wir – die Geistlichen und die Gemeinden – wieder Geschöpfe des Wortes Gottes werden.

Als Hörer und Diener des Wortes werden die Gemeinden – und hoffentlich auch die Kirchenleitungen – ihre Pfarrerinnen und Pfarrer in Ehren halten und lieben, damit sie auch Zeit für ihre Familien finden.

Wilfried Beck, Pfarrer i.R.

Waldstraße 43, 63695 Glauburg-Stockheim



Zölibat – auch für uns?

Eine Erinnerung zum Artikel von Dekan Grigat: In der ersten Zeit unserer Ehe habe ich an einer Schule Religion unterrichtet und bin einem katholischen Kollegen (Priester) in vielen Gesprächen im Lehrerzimmer begegnet. Unvergesslich ist mir eine Reaktion von ihm –

es ging um die Ehe: „Ach, hat ihr Mann es gut!“ Also dann wohl nix mit Zölibat...

Hanne-Lore Mommsen
Calvinstraße 14a, 35037 Marburg

FÜR SIE GELESEN

Esther Meier, *Handbuch der Heiligen*, WBG Primusverlag Darmstadt 2010, 400 Seiten, ISBN 978-3-89678-692-0, 49,90 €

Die Verfasserin des Werkes ist Kunstgeschichtlerin, die vor allem die Ikonographie der Heiligen verständlich machen will. Das führt dazu, dass oft breit Legenden nacherzählt werden, vor allem, wenn sie bildliche Darstellungen erklären, und die Grenzen zwischen Fiktion und Historie der einzelnen Personen sowie ihrer exakten Kultgeschichte verschwimmen.

Die kunstgeschichtliche Orientierung zeigt sich darin, dass jedem Heiligenartikel ein Bild in Schwarz/Weiß beigegeben ist, das auch meist erläutert wird; am Ende stehen jeweils Hinweise zu Attributen und Besonderheiten, an denen Heilige erkannt werden können – und Aufzählungen ausgewählter Kunstwerke, gefolgt von den Rubriken „Quelle(n)“ und „Literatur“. Insgesamt ist die Arbeit dreigeteilt: „Vom frühen Christentum bis zur Reformationzeit“; „vom Tridentinum bis zur Aufklärung“; „von der Aufklärung bis zur Gegenwart“. Innerhalb der einzelnen Teile ordnet die Autorin nach Gruppen, z.B. Märtyrern, Eremiten, Visionären und Mystikern. In einer Zeit, in der religiöses Wissen auch bei kunstgeschichtlich Interessierten zurückgeht, kann das Buch gute Dienste tun. Das Buch präsentiert einen gemeinsamen Fundus der Kirchen, der auch durch die Register erschlossen wird.

Dr. Martin Zentgraf



Christian-Erdmann Schott (Hg.), *Väter, Mütter, Weggefährten. Sechzig Jahre Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V. 1950–2010, Lebensbilder*, Würzburg, Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn 2010, 268 Seiten. Gebunden. Euro 16,90. ISBN 978-3-87057-319-5.

Dr. Christian-Erdmann Schott, als Pfarrerssohn 1932 im schlesischen Liegnitz geboren, war nach seiner Flucht in den Westen (1950)

und dem Studium der Theologie in Berlin, Boseny und Göttingen von 1966 bis 1997 Pfarrer im rheinhessischen Mainz-Gonsenheim. Stets galt seine besondere Liebe der Kirchengeschichte Schlesiens und den Schicksalen der evangelischen Schlesier, auch und gerade nach ihrer Vertreibung (1945 ff.). In Vorträgen, Aufsätzen und Büchern hat Schott, seit 1982 Vorstandsmitglied, von 1990 bis 2010 Vorsitzender des „Vereins für Schlesische Kirchengeschichte e.V.“, seit 1993 auch Vorsitzender der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier e. V.“, das Vermächtnis der untergegangenen schlesischen Kirche und ihrer Vertreter dokumentiert.

Der vorliegende, von Schott herausgegebene Sammelband schlesischer Lebensbilder ist aus Anlass des 60-jährigen Bestehens der 1950 gegründeten „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“ entstanden; gleichfalls 1950 erschien die erste Ausgabe des „Schlesischen Gottesfreundes“, des „Kirchenblattes der evangelischen Heimatvertriebenen“, dessen regelmäßiger Mitarbeiter Schott bis heute geblieben ist. Ausnahmslos alle 134 Artikel des vorliegenden Bandes wurden ursprünglich für den „Schlesischen Gottesfreund“ (SGF) verfasst; die Laudatio auf den Herausgeber (2009) stammt von Hans-Ulrich Minke (S.241-243).

Schott unterscheidet bei den in seine Sammlung Aufgenommenen, die fast alle – noch – in Schlesien geboren sind, drei Gruppen: die Herausgerissenen (Geburtsjahrgänge 1870-1910), die Kriegsteilnehmer (Geburtsjahrgänge 1910-1929) und die Kinder von 1945 (Geburtsjahrgänge 1930-1943). Der Hauptteil des Buches, die Laudationes, Gratulationen und Nachrufe, ist nach den genannten drei Rubriken geordnet (S. 17-249). Die verschieden ausführlichen Einzelbeiträge wurden in der Gestalt ihrer Erstveröffentlichung belassen; daher sind sie auch hinsichtlich des Umfanges der mitgeteilten Daten nicht einheitlich, doch ermöglichen sie in jedem Fall weiterführende biographische und prosopographische Studien. Allen Personen gemeinsam ist der Bezug zur „Gemeinschaft evangelischer Schlesier“ (S. 9). In den evangelischen Landeskirchen der Bundesrepublik haben nicht wenige der vertriebenen Schlesier, die zwischen 1910 und 1943 geboren waren, als Pfarrer, Pfarrfrauen, Kantoren und Lehrer eine Wirkungsstätte gefunden. Dadurch lebt das Erbe der schlesischen Kirche auch im Protestantismus des „Westens“ wei-

ter. Ein bewegendes Kapitel widmet Christian-Erdmann Schott der Wiederbegegnung der längst im Westen ansässig Gewordenen mit der verlorenen Heimat („Die Rückkehr der Vertriebenen – Abschied und Erinnerung“, S. 251-265). Schott beschreibt einen „Abschied in Trauer und Würde“ und die Möglichkeit, Erinnerung zu sichern, etwa 2001 in Döberle/Dobra oder 2008 in Breslau (S. 263 f.). Das ist in einem heute von Polen bewohnten Land ohne die Mitwirkung polnischer Behörden nicht möglich. Dr. Schott hat diese Gemeinsamkeit gesucht und gefunden, übrigens auch unter Beteiligung prominenter Geistlicher der katholischen Kirche und des Rabbinats in Polen (vgl. S. 262-264).

Als eine Art Personenlexikon evangelischer Schlesier – das über ein Register (S. 267 f.) leicht erschlossen werden kann – wendet sich Schotts neuestes Buch zunächst an schlesische Leser, die unter den erfassten Personen Freunde, Bekannte und Vorfahren entdecken werden. Insofern blickt das Buch zurück in die Geschichte der protestantischen Kirche Schlesiens, die freilich allezeit ein Teil der deutschen Kirchengeschichte bleiben wird. Das Buch blickt aber auch in die Zukunft. Nichtschlesier lernen ein Stück kirchlicher Wirklichkeit kennen, das uns allen gehört und vor dem Vergessenwerden bewahrt werden muss, nicht anders als die „Trauerarbeit“ unserer waldensischen, hugenottischen und Salzburger Vorfahren. Politiker aller Couleur jedoch können hier lernen, dass die Erinnerung an verlorene Heimat nicht notwendig zu Revanchismus und Feindschaft führen muss. Der von Pfarrer Schott skizzierte (und mitgeschaffene) neue Umgang deutscher und polnischer Schlesier ist ein Paradigma christlicher Versöhnung im Geiste der Bergpredigt.

Otto Böcher

WIR GRATULIEREN

Im Fachbereich Evangelische Theologie der Philipps-Universität Marburg hat Herr Pfarrer Johannes Altmann, Schwalmstadt, seine Promotion abgeschlossen. Das Thema seiner Arbeit lautet:

Johannes Eleemon (ca. 555 – 619)

Leben und Wirken Johannes des Barmherzigen, eines melkitischen Patriarchen von Alexandria.

AUCH DAS NOCH ...

Das Streiflicht

(SZ) Kochbücher gibt es zum Abwinken viele, aber nur wenige bieten neben Rezepten, die den Menschen zur Völlerei verführen, auch Nahrung für Geist und Seele. Eine rühmliche Ausnahme bilden die Bibelkochbücher, mit deren Hilfe die Hausfrau die Menüfolge alttestamentarischer Königsgelage ebenso nachkochen kann wie das den Glauben stärkende Nichts auf dem Teller frommer Asketen. Die Rezeptsammlungen sind in der Regel überkonfessionell und damit auch für Protestanten geeignet, die zum obligatorischen Wein vielleicht Erbauung an einem einfachen Linsengericht finden, so wie es Jakob einst für seinen Bruder Esau zubereitet hatte. Die katholische Pfarrersköchin wird sich eher an den kulinarischen Gewohnheiten des persischen Statthalters Nehemia orientieren, an dessen Tisch täglich ein Ochse, sechs auserlesene Schafe und jede Menge Geflügel aufgetragen wurden. Als guter Mann, der Nehemia nun mal war, lud er stets 150 Mitesser an seine Tafel – eine noble Geste, die in Pfarrerskreisen ein wenig aus der Mode gekommen ist.

An Schlemmereien à la Nehemia hat offenbar auch der kalifornische Prediger Rick Warren Gefallen gefunden, der er als evangelikaler Pastor eigentlich in die Linsengericht-Ecke gehört. Doch von wegen! Warren, der bei der Amtseinführung Barack Obamas das Bittgebet sprach, beichtet in seiner jüngsten Video-Ansprache, dass er in den vergangenen drei Jahrzehnten um 90 Pfund schwerer geworden sei. Jetzt aber will er abspecken, und zwar nach dem von Ärzten und ihm selbst ausgetüftelten „Daniel-Plan“. Dieser geht auf den alttestamentarischen Seher Daniel zurück, der am Hofe des babylonischen Königs Nebukadnezar die Einladung zu Wein und fürstlichen Speisen in, man muss sagen, fast unhöflicher Weise abgelehnt hatte. Stattdessen nahm er Wasser und vegetarische Kost zu sich, und siehe da: Nach zehn Tagen sah er „besser und wohlgenährter aus als all die jungen Leute, die von den Speisen des Königs aßen“. Mit einem derart gestählten Body möchte auch Warren bald in die Kanzel steigen, und natürlich sollen sich auch die Mitglieder seiner Saddleback Church von Daniels Gemüseplatte eine Scheibe abschneiden. Rezepte gibt es im Internet.

Wer nach dem Daniel-Plan lebt, steht beim Jüngsten Gericht schon mal auf der sicheren Seite. Denn der Mensch, warnt der Pastor, müsse dereinst über den Umgang mit seinem Körper Rechenschaft ablegen. Leider verschweigt er, ob man vor dem höchsten Richter auch mit der Brigitte-Diät oder einer Friss-die-Hälfte-Kur durchkommt. Doch ist nicht auch Daniel in punkto Entfettung ein unsicherer Kantonist? Immerhin hat er dem lebenslustigen König Belsazar während eines Gastmahls eine Schrift gedeutet, deren Botschaft lautete: „Gewogen wurdest du auf der Waage und zu leicht befunden.“

(„aus: Süddeutsche Zeitung, 15. 01. 2011“)

Herausgeber und Verleger: Ev. Pfarrerinnen- und Pfarrerverein in Hessen und Nassau e.V., Geschäftsstelle: Melsunger Straße 8A, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 18 20 / Fax (0 69) 47 94 87 sowie der Pfarrverein Kurhessen-Waldeck e.V., Geschäftsstelle Ev. Gemeindeamt, Barfüßertor 34, 35037 Marburg, www.ekkw.de/pfarrerverein.

Redakteure: Pfr. Maik Dietrich-Gibhardt, Rosenstr. 9, 35096 Weimar, Tel. (0 64 21) 97 15 86; Pfrin. Susanna Petig, Karthäuser Str. 13, 34587 Felsberg-Gensungen, Tel. (0 56 62) 44 94 / Fax (0 56 62) 67 45.

Redaktionsanschrift: Pfr. M. Dietrich-Gibhardt, Haspelstr. 5, 35037 Marburg, Tel. (0 64 21) 91 26 13 / Fax (0 64 21) 91 26 33, E-Mail: m.dietrich-gibhardt@dwo-online.de.

Redaktionskommission: Dekan i.R. Lothar Grigat, Kasselweg 20, 34225 Baunatal-Großenritte, Tel. (0 56 01) 89 57 76; Pfr. Kurt Rainer Klein, Pfaffenwaldstr. 21, 55288 Schornsheim, Tel. (0 67 32) 33 67; Pfr. Dr. Martin Zentgraf, Hess. Diakonieverein,

Freiligrathstraße 8, 64285 Darmstadt, Tel. (0 61 51) 602-0, Fax (0 61 51) 60 28 98; Pfr. Wilfried Stötzner, Kirchstraße 11, 07924 Ziegenrück, Tel. (03 64 83) 2 22 58, Fax (03 64 83) 2 25 93; Pfr. Dierk Glitzenhirn, Korbacher Str. 215, 34132 Kassel, Tel. (05 61) 40 13 77, Fax (05 61) 4 00 90 09; Pfr. Werner Böck, Hochstädter Straße 40a, 60389 Frankfurt, Tel. (0 69) 47 88 45 28.

Druck: Plag, gemeinnützige Gesellschaft zur Entwicklung neuer Arbeitsplätze mbH, 34613 Schwalmstadt.

Der Bezugspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten.
ISSN – 0941 – 5475

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe: 2. 3. 2011

Inhalt:

Editorial 2

TheologIn – ManagerIn – Mädchen für alles
Herkunft und Zukunft des Pfarrberufes
Uta Pohl-Patalong 3

Gesetz zur Neuregelung der Inhaberschaft
der Gemeindepfarrstellen nichtig
Kirchliches Verfassungs- und Verwaltungsgericht
der EKHN stoppt die Zehnjahresbilanz
für Pfarrstellen
Redaktion 15

Einladung zur öffentl. Gesamtausschusssitzung
Kurhessen-Waldeck am 10. Mai 2011 in Melsungen . 17

Leserforum 17

Leserbriefe 19

Für Sie gelesen 23

Wir gratulieren 24

Persönliche Nachrichten aus den drei
Pfarrerinnen- und Pfarrervereinen 24

Auch das noch 27

Namentlich gekennzeichnete Beiträge erscheinen unter ausschließlicher Verantwortung der Verfasser.

Die persönlichen Nachrichten werden ohne Gewähr mitgeteilt.

Veranstaltungsort:

Melsunger Kulturfabrik, Carl-Braun-Straße

(gegenüber Fa. B. Braun)



Absender:

Name:

Vorname:

Straße:

Wohnort:

Pfarrtag 2011 **für Kurhessen-Waldeck**

**Mittwoch, 11. Mai 2011,
Fa. B. Braun - Melsungen**

Kulturfabrik, Carl-Braun-Straße, 34212 Melsungen



B | BRAUN
SHARING EXPERTISE

Engagement in der Einen Welt

***Zwischen „Global Player“
und „lokalem Arbeitgeber“***

Liebe Kolleginnen und Kollegen im Pfarramt unserer Kirche!

Ich lade Sie alle erneut auf diesem Weg ganz herzlich ein zum diesjährigen „Pfarrtag“, mit dem wir unter anderem auch das 120jährige Jubiläum unseres Pfarrvereins begehen wollen (Gründung: 1.10.1891). Und darum soll dieser Tag etwas ganz Besonderes sein: Wir haben erneut eine Anregung unseres Bischofs aus dem Juni 2009 aufgegriffen, in dem er die Gemeindeglieder aufforderte, auf Unternehmen im Bereich unserer Kirche und deren Mitarbeiter zuzugehen und das Gespräch zu suchen. Und so kam uns die Idee, nach dem Besuch bei einem der erfolgreichsten nordhessischen Unternehmen im vergangenen Jahr diesmal erneut uns bei einem „weltweit führenden“ Großunternehmen einzuladen: B. Braun Melsungen. Aus einem kleinen lokalen Betrieb ist das „führende paneuropäische, weltweit tätige Unternehmen auf dem Gebiet der medizinischen Versorgung“ geworden, das medizinisches Wissen und Kenntnisse für die Gesundheit mit seinen Partnern teilen, wirksam nutzen und konsequent ausbauen will. „*Die Marke B. Braun wird von drei Säulen getragen: Innovation, Effizienz und Nachhaltigkeit.*“ Das also ist mit dem Slogan Sharing Expertise im Firmennamen gemeint!

Aber es geht uns nicht nur um einen Firmenbesuch, sondern wir wollen die Frage nach der Bedeutung der Ethik für eine Firmenphilosophie zwischen „lokalem Arbeitgeber“ und „globalem Handeln“ stellen und was an Erfahrung aus diesem wirtschaftlichen Umfeld in unseren Arbeitsalltag transponierbar sein kann! Eine ganz besondere Freude ist es darum, dass der Vorstandsvorsitzende der Fa. B. Braun und unser Landessynodaler, *Prof. Dr. Ludwig Georg Braun*, uns zugesagt hat, in diesem Themenumfeld unser Gesprächspartner zu sein.

Also: lassen Sie sich zum Besuch des Pfarrtags 2011 motivieren: Sie als Mitglieder unseres Pfarrvereins, aber ebenso Sie, die Sie als Nichtmitglieder Interesse an der Thematik zeigen. Ich jedenfalls würde mich freuen, Sie im Namen unseres Vorstands begrüßen zu können als

Ihr
Lothar Grigat, Vorsitzender

Programm zum Pfarrtag in Kurhessen-Waldeck:

Dienstag, 10. Mai 2011:

15.00 Uhr Öffentliche Gesamtausschusssitzung mit Neuwahl des Vorstands
(Mitglieder sind als Gäste willkommen)

ca. 19.00 Uhr gemeinsames Abendessen, Tagesausklang
beides im Altstadthotel CENTRINUM
Rosenstraße 1, 34212 Melsungen

